

PIPER



DIE
Unvollkommenheit
DES
GLÜCKS

ROMAN

CLARA MARIA
BAGUS

CLARA MARIA
BAGUS

DIE
Unvollkommenheit
DES
GLÜCKS

Roman

PIPER

Für meinen Mann und meine Söhne

*Du bist nur ein einziges, unwiederholbares Mal
auf dieser Welt.*

Worauf wartest du? Fang an zu leben.

Es ist viel später, als du denkst.

*Dies ist die Geschichte einer Frau und eines Mannes.
Die in denselben Himmel blicken.
Ihrer voller Zugvögel. Seiner voller Trümmer.
Sie will dem Leben entkommen. Er dem Tod.
Und was sie finden, ist Licht, das Licht berührt.*

Prolog

Manchmal sieht man tagelang keinen Himmel. Die Welt ist in einen dichten Nebel gehüllt, den nachts nicht einmal das Licht des Vollmonds zu durchdringen vermag.

Manchmal scheint die Sonne so grell, dass sie alle Farben ausbleicht und alles wie ein stark überbelichtetes Foto erscheinen lässt.

Doch manchmal ist alles im Gleichgewicht: Hell und Dunkel, Klarheit und Undurchsichtigkeit, Leuchten und Verglühen.

An manchen Tagen ist die Nacht so dunkel, als ob hinter zahllosen Schichten von Schwärze das Blau des nächsten Tages unüberbrückbar weit entfernt läge.

An anderen Tagen strömt das Licht vom Himmel wie Kristall. Die Luft ist blau. Ein Blau voller Leichtigkeit. Ein Blau, das man in die Hand nehmen kann.

1

Erinnerungen

Man sagt, jene, die aus dem Krieg zurückkehren, werden ein Leben lang von ihm heimgesucht. Zum Beispiel, wenn sie abends im Bett liegen und die Augen schließen. Dann stürmen die Erinnerungen auf sie ein, besonders jene Gräueltaten, zu denen sie in ihrer Rolle als Soldaten gezwungen wurden. Schlagen sie die Augen auf, verschwinden die quälenden Bilder, doch mit geschlossenen Lidern sind sie immer da.

Ganz gleich, wie unbeteiligt die Szenen, Filmen gleich, in ihren Köpfen während des Kampfes auch aufgenommen wurden, wie frei von emotionaler Kraft – weil Soldaten im Krieg von ihrem wahren Wesen abgeschnitten sind, weil sie nicht mehr denken und fühlen dürfen, nur reagieren –, spiegeln die im Kopf abgespulten Filme nach dem Krieg jedes Detail wider. Die dauernden Wiederholungen stateten die Bilder mit einer solchen Bedrohlichkeit aus, die der Soldat bei seinen Taten vielleicht nicht empfunden hat, nicht empfinden durfte, die jedoch jetzt mit Wucht auf ihn einstürzen. Unauslöschlich in die Sehnerven eingebrannt, quälen die Szenen den Rückkehrer nun. Bleiben bis in jeden Winkel hinein spürbar, bis ans Lebensende.

2

Die Katastrophe

Zensur in allen Medien. Nur noch die Täuschung wird abgedruckt. Und die, die für die Wahrheit kämpfen, werden beiseitegeschafft. Dann plötzlich kippt das Land ins Dunkle. Ohne dass es jemand merkt. Es merkt niemand, weil es keiner glaubt. Und dann ist es zu spät. Der Krieg verliert sein Fragezeichen. Er wird zu einem Punkt, dann zu einem Ausrufezeichen. Er ist keine ausgedachte Geschichte mehr in einer ausgedachten Welt. Kein Film und kein Roman. Er ist real.

Sie schrecken auf. Fallen aus ihren Träumen vom Frieden – wie durch dünnes Eis. Das, von dem sie geglaubt hatten, es würde nie geschehen, geschieht.

Der Frieden der vergangenen Jahrzehnte war nicht dauerhaft, wie gewöhnt. Er war nur eine Atempause zwischen den Kriegen, nur eine Zeitfalte in der Geschichte, in die wir uns gebettet hatten, solange das Glück auf unserer Seite war.

In ihren Köpfen hagelt es Gedanken.

So schön die Vergangenheit auch war, legen sich jetzt Schatten auf den Rückblick und nehmen allen Annahmen über eine gütliche Welt die Farbigkeit.

Jetzt erkennen sie: Schon Jahre zuvor hatten sich erste Risse im Frieden gezeigt, hatte der Wind den Duft der Freiheit davongebblasen und in entfernte Gebiete geweht.

Viel zu lange hatten sich die Länder an das geklammert, was alle zu vereinen schien: den Schrecken an die Grausamkeit der bisherigen Kriege, aus denen wir glaubten, herausgewachsen zu sein, die niemand mehr in solch tierischer Form erwartet hätte.

Und dann begreifen sie: Er war immer schon da. Dieser Krieg. Still war er mitgezogen und hatte von Jahr zu Jahr ihrer Untätigkeit an Kraft gewonnen. Um nun zuzuschlagen.

Zuversicht ist zur Bedrohung geworden. Und Ignoranz zum Wagnis. Die Lieferung von Blutkonserven an die Grenze, das kann kein bloßes Manöver sein. Und dann zerbersten die ersten Granaten. Zerstören Häuser. Zerfetzen Menschen. Raketen schießen in den Himmel, explodieren in tausend Splitter aus geschmolzenem Licht. Gebäude brechen in Flammen aus. Felder angesät mit menschlichen Gliedmaßen. Und in den Schützengräben harren die Soldaten. Alles Sterbende. Ohne zu sterben.

Wie hatte es nur so weit kommen können? Zu diesem barbarischen Echo der Vergangenheit.

3

Lew

Lew, fünfundvierzig, ist ein gut aussehender Mann auf die ungeschliffene Weise. Er ist groß, schlank, hat dunkles, leicht gewelltes Haar, markante Züge und einen gepflegten Sechstagebart. Ein leicht vorspringendes Kinn betont das scharf geschnittene Gesicht. Ein dichter schwarzer Wimpernkranz umgibt seine grauen Augen. Sein sehni-ger Körper bewegt sich mit einer natürlichen Zwanglosig-keit.

Lews ganzes bisheriges Leben ist windstill verlaufen. Ohne größere Aufstiege oder Abstürze, ohne nennens-werte Erschütterungen oder Gefahren. Nie hat ein Sturm, selten ein scharfer Luftzug hineingeweht in seine behag-liche Existenz. Und wenn das Schiff, auf dem er gerade durchs Leben segelte, doch einmal leckte und voller Was-ser lief, schnappte er sich ein Rettungsboot und ging von Bord.

Lews Leben ist eines mit wenigen Spannungen und nur unmerklichen Veränderungen. Aufgrund unzähliger Abschirmungen geschieht in seiner Welt nie etwas Plötz-liches. Die Katastrophen, die sich auf der Erde ereignen, finden in seiner Wahrnehmung in der Peripherie statt, durchdringen jedoch nie sein gut gepolstertes, abgesicher-tes Dasein. Er ist viel zu sehr mit sich selbst beschäftigt, als dass er fremdes Leid in den mannigfaltigen Erscheinungs-

formen an sich herankommen lässt. Was draußen in der Welt geschieht, ereignet sich praktisch nur in der Zeitung, klopft nie an seine Wohnungstür. Stets im gleichen Rhythmus lässt er sich von der Welle der Zeit weitertragen.

Lew ist ein Mann, der jedem Gedanken an Familie ausweicht. Sein Leben lang schon ist er ein unabhängiger, freiheitsliebender Mensch, der sich jeglicher Art von Vertrautheit und Verpflichtung entzieht. Er liebt das unbeschwerte Kosten und Genießen.

Obwohl seine Freunde längst verheiratet sind und teils schon beinahe erwachsene Kinder haben, betrachtet Lew sich noch immer als jemand, der unermesslich viel Zeit vor sich hat.

Er fühlt sich wohl in der Rolle des Liebhabers. Gekonnt versteht er es, den emotionalen Schlaglöchern des Lebens auszuweichen. Wenn es Lew zu eng wird, stiehlt er sich einfach davon und hinterlässt nichts als Chaos – ganz so wie ein Dieb ein geplündertes Haus. Für ihn lässt sich Partnerschaft am besten als Destillat leben, in kurzen, konzentrierten Dosen. Alles, was danach kommt, geht ihn nichts an. Er besitzt das Talent, Erwartungen zu enttäuschen.

Tief berührt ihn keine. Außer diese eine Frau – eine Begegnung vor zehn Jahren –, die ihn verzaubert hat wie keine davor und keine danach. In einer einzigen Nacht. Es war nicht einmal Sex gewesen. Ein bloßer Kuss. Die Magie eines Augenblicks. Der Funke, den man nie vergisst. Sie war ihm »zugestoßen«, diese Frau.

Jedes Mal, wenn er daran denkt, wie seine Fingerspitzen über ihre Arme, ihren Hals, ihr Gesicht geglitten waren und sie ertastet hatten, spürt er mit Erstaunen, aus welcher Ferne diese Frau in sein Leben getreten war, es umgeworfen, mit einem Sturm von Glück erfüllt und es wieder verlassen hatte.

In den Beziehungen, die er seitdem mit Frauen führt,

vermisst er stets etwas, das ihn zum Bleiben bekehrt. Der Atmosphäre fehlt entweder die letzte Beschwingtheit, oder aber sie enthält nicht genug Spannendes, Prickelndes, Elektrisierendes. Das besonders Glückhafte, das fast jeder Mensch zu Beginn einer neuen Beziehung empfindet, das Verliebtsein, jenes knisternde Verhältnis eben, das sich unaufhaltsam bei der ersten Nähe ergibt, hat er nach der einen mit keiner mehr erlebt. Ohne dieses Beflügelnde versickert der anfänglich flirrende Reiz rasch, und was er an Zuneigung zu empfinden imstande ist, reicht nicht aus, um ihn länger als einige Wochen bei einer Frau zu halten. Die Unzufriedenheit der Frauen bleibt ihm ein Rätsel, allerdings eins, dessen Auflösung ihn nicht sonderlich interessiert. Als seine Mutter ihm rät, er solle bei den Frauen weniger auf das Äußere achten, gibt er salopp zurück, bei den meisten gäbe das Innere auch nicht viel her.

Überzuckert von zu vielen Komplimenten und Privilegien genießt er das leichte, verantwortungslose, klingende Leben und bleibt sich selbst genug. Ein Schlendrian, der dahinlebt wie in einer behaglichen Dämmerung. Achtlos zieht Lew an Dingen vorüber, die einen Mann in seinem Alter eigentlich beschäftigen sollten. Nur ab und an schleicht sich ein Hinterfragen in sein Bewusstsein, und es scheint ihm mit seinem Leben etwas nicht ganz richtig zu sein, etwas darin zu fehlen. Aber er findet nicht heraus, was es ist.

An einen möglichen Krieg hat er nie geglaubt. Für ihn stehen die Beziehungen der Länder untereinander fest und unverrückbar. Im heutigen Zeitalter scheint ihm alles Radikale und Undurchdachte ohnehin ausgeschlossen. Lew, im Militär einst zum Kampfflieger ausgebildet, ist heute Luft- und Raumfahrtgenieur und meint, der stetige technische Fortschritt müsse auch einen stetigen moralischen Aufstieg zur Folge haben.

Noch ist ihm nicht bewusst, dass dieser Krieg ein weiterer ist, der zeigt, dass weder die Spannungen zwischen Ländern zerfließen noch die Grenzen zwischen Konfessionen. Dass die Menschen weiter vom Frieden entfernt sind, als sie glaubten. Dass dieser Krieg die Welt um Jahrzehnte menschlicher Anstrengungen zurückwerfen wird.

Noch denkt er, dass dieser Krieg eine kurze Angelegenheit sein wird. Noch lebt er in der Überzeugung, dass er sein Leben selbst im Krieg bis auf die winzigste Lücke gegen das Schicksal verbarrikadieren kann.

4

Ana

Etwa eintausendsechshundert Kilometer weiter südwestlich, in einem Land ohne Krieg, lebt Ana, zweiundvierzig. Eine Frau mit blasser, fast papierweißer Haut, auf deren Wangen sich ein Hauch von Röte abzeichnet, sobald es draußen etwas kühler ist. Ihr langes, immer leicht zerzaustes Haar schimmert in der Farbe von Hagebutten und fällt in weichen Wellen über ihre Schultern. Ihre Augen sind von einem blassen, zerfließenden Blau.

Ana hat ein Gesicht ohne besondere Kennzeichen. Ein Gesicht, das in der Menge unsichtbar bleibt. Eigentlich. Denn in gewisser Hinsicht wirkt sie doch anziehend. Keine Schönheit, aber eine Ahnung von Schönheit. Eine stille Schönheit. Eine geräuschlose. Sie ist eine Frau, die auf schlichte Weise hübsch ist. Ganz so, als verkörperten ihre zarten Züge, ihre hohen Wangenknochen, ihre schmalen Lippen und die ganze Unauffälligkeit ihrer Erscheinung das weibliche Vorbild einer neuen Epoche. Einer Epoche, die es noch zu entdecken gilt. Einer leisen Epoche.

Ana weiß, sie macht sich zu viele Sorgen und lebt zu sehr in ihrem Kopf. Doch wie auch nicht? Ihr Wesen saugt Stimmungen geradezu auf. Nicht nur die eigenen, auch die der anderen. Kaum betritt sie einen Raum, erfasst sie dessen emotionalen Tenor. Sie absorbiert die Emotionen der Men-

schen, die sie umgeben, buchstäblich. Dafür muss sie die Leute gar nicht lange in Augenschein nehmen. Hinzu kommen ihre eigenen Gefühle, die viel zu rasch und intensiv auf die Umgebung reagieren. Folglich muss Ana nicht nur die kompliziert gewordene äußere Welt stets neu für sich ordnen, sondern zusätzlich ihre eigenen Emotionen und jene, die von anderen auf sie einströmen. Vermutlich liegt es an diesem ausgeprägten Innenleben, dass sie immer recht müde wirkt.

Ana mag den frühen Morgen. Dann, wenn es draußen noch leise ist. Und die Abenddämmerung. Dann, wenn alles ruhig wird. Sie liebt sie, die Ränder des Tages, wenn die Welt gedämpft ist und still.

Der Grund, warum sie einst in die Stadt gezogen ist, ist zum Grund geworden, aus der Stadt fortzuziehen: die vielen Menschen, das flirrende, gellende Leben.

Anfangs hat Ana die bodentiefen Fenster ihrer Wohnung genossen. Sie offenbarten, was die Stadt zu bieten hatte: an Wetter, an Licht, an Möglichkeiten. Doch inzwischen lassen sie zu viel hinein. Selbst wenn sie geschlossen sind, wird das Appartement vom Lärm überflutet. Von der Hast und Grelle der Schnelligkeit. Es bleibt nicht mehr draußen, dieses heutige Leben, es dringt bis in die Häuser ein, in jede Wohnung, in jedes Zimmer. Es entspricht ihr nicht, und sie entspricht nicht ihm.

Ausziehen sollte sie. Fort. Doch wohin? Beinahe zehn Jahre lebt sie nun hier. Ihr Ex-Freund Mika hatte das Appartement zuerst bewohnt und sie damals – nur wenige Wochen nachdem sie sich kennengelernt hatten – überredet, ihre kleine Wohnung aufzugeben und zu ihm zu ziehen. Zu jener Zeit wusste Ana noch nicht, dass ihr Zuhause das erste einer langen Reihe von Dingen war, die sie für ihn aufgeben sollte. Letzten Endes sich selbst. Doch das merkte sie erst, als er sie vor zwei Jahren verließ.

Mika hatte Ana Ziele, Pläne und sogar Gedanken übergestülpt. Sie hat nahezu jede seiner Belehrungen ernst genommen und befolgt, ohne zu merken, dass diese Anweisungen sie so weit von sich selbst wegführten, dass sie letzten Endes keine wirkliche Person mehr war. Nur noch ein Abziehbild von Mika oder der Frau, die er in ihr sehen wollte. Mit der Zeit war Ana so gut darin geworden, ihre eigenen Neigungen zu unterdrücken, dass sie sich derer jetzt kaum noch bewusst ist. Wie ein reißennder Fluss ein Flussbett auswäscht, sein zerrender Strom Gestein und Boden erodiert, hat Mikas Dominanz mehr und mehr von Anas Persönlichkeit davongeschwemmt.

Warum sie noch immer in diesem Appartement wohnt, das ursprünglich seines war, weiß sie nicht. Der abgestandene Geruch nach Vergangenheit klebt in jeder Ecke und klemmt ihr die Luft ab. Längst hätte sie sich etwas Neues suchen sollen, ohnehin ist es nur noch eine Frage der Zeit, bis ihre Rücklagen aufgebraucht sind und sie die Miete nicht mehr zahlen kann. Ihre Ersparnisse: das Geld, das ihr Vater nach der Trennung der Eltern vor nun fast dreißig Jahren monatlich bis weit nach Abschluss ihres Studiums an sie überwiesen hatte. Irgendwann hat er die Zahlungen eingestellt – kein Wunder, weder sie noch ihre Schwester Daria haben sich je bei ihm gemeldet, nicht einmal, um sich für die regelmäßige finanzielle Spritze zu bedanken. Ana rührte das Geld nie an, hielt sich während des Studiums – Journalismus und Kreatives Schreiben – mit Nebenjobs bei Zeitungen über Wasser und lebte nach Abschluss ihres Bachelors von ihrem spärlichen Gehalt als freie Journalistin. Später dann, als sie mit Mika zusammenwohnte, zahlte Mika die vollständige Miete für das Appartement weiterhin allein. Seit er jedoch ausgezogen ist und Anas monatliches Einkommen, das sie sich durch unregelmäßige Auftragsarbeiten verdiente, immer dünner wurde, rettete ihr das Geld

des Vaters das Leben oder zumindest den Alltag. In wenigen Monaten wäre allerdings auch dieses Konto leer.

Wenn sie es sich richtig überlegt: Der Inhalt der Wohnung, ihr bescheidener Besitz, wäre schnell in Kisten gepackt. Das Appartement war sowieso für eine andere Zukunft gedacht gewesen, für eine, die nun nicht mehr stattfinden wird.

Doch wohin?

Sie versteht es nicht: das Zeitgemäße, das Laute, das Hektische, die Oberflächlichkeit. Sie findet keinen Zugang zu dieser Welt, in der unsere Aufmerksamkeit von kurzlebigen Geschehnissen absorbiert wird, die dann irgendwo in uns verschwinden, als seien sie nie da gewesen. Manchmal fühlt sie sich in dieser Zeit so verloren, als irre sie in einem fremden Jahrhundert umher.

Es ist schwer für Ana, das moderne Leben auszuhalten. Den Rhythmus dieser Epoche. In der an einem einzigen Tag so viel geschieht wie früher in einem Jahrhundert. In der eine Erfindung die andere jagt. In der eine erschreckende Nachricht auf die nächste folgt. Diesen Takt, der sich unweigerlich auf den Menschen überträgt, unser Hirn überfordert, das noch immer ein anderes Maß hat und sich einer solchen Schnelligkeit gar nicht so rasch anpassen kann.

In Anas Augen hat der Fortschritt früherer Jahrhunderte das Leben der Menschen einfacher gemacht. Heute, davon ist sie überzeugt, macht er es schwerer. Damals, als der Reißverschluss die Knöpfe ersetzte, das Auto die Pferde und der Computer die Schreibmaschine, passte die äußere Geschwindigkeit noch zur inneren. Doch heute? Heute überholt uns das Außen, und wir hinken hinterher mit unserem biologischen Gehirn. Immer zügiger ersetzt künstliche Intelligenz den menschlichen Verstand. Und wieder fehlt uns ein Grund, um nachzudenken.

Es erschöpft Ana, dieses heutige Dasein, in dem der Einzelne in einem ständigen Wettstreit ist, die anderen und sich selbst übertreffen zu müssen. Dieses gierige Vorwärtsjagen. Dieses Getriebensein. Dieses Verlangen, durch ständige Posts und Statusberichte in den Sozialen Medien Aufmerksamkeit zu erhaschen. Dieser Hunger nach Selbstdarstellung und Bestätigung, der in den Blutkreislauf der Zeit eingedrungen zu sein scheint. Eine Art zu leben, die uns verbraucht, die uns leert.

Sollten wir nicht versuchen, uns selbst Anerkennung zu geben, statt ihr im Außen nachzujagen? Machen wir uns nicht zu Gefangenen, wenn unser Wohlbefinden derart von anderen Menschen abhängig ist? Vergleichen wir uns in den sozialen Netzwerken nicht ohnehin nur mit der beschönigten Version des Lebens anderer? Denn wer postet sich selbst schon in einem schwarzen Moment? Warum also sind die im Sekundentakt eintrudelnden Veröffentlichungen anderer und das stetige Surren des Mobiltelefons ein solcher Magnet? Wenn sie sowieso nur dazu führen, dass wir uns schlechter fühlen als vorher.

Die maßlose, ungeheuerliche Leere der Zeit erschreckt Ana. Die meisten Menschen kommen ihr vor wie Pflichtmaschinen. Die arbeiten und arbeiten. Und keine Ruhe finden. Die durch die Tage hasten und nie stehen bleiben. Wie aufgezogene Uhren. Bis die letzte Sekunde vorüberzieht und das Uhrwerk für immer stehen bleibt. Und was war das dann für ein Leben?

An jeder Straßenecke springt Ana das Gefühl der Absurdität an. Nirgendwo ist man sicher vor dieser Invasion. Überflüssige Lichtreklamen, Screens an jeder noch so unsinnigen Stelle. Sie sind ihr zu viel, diese unzähligen flirrenden Reize und Sinnesempfindungen. Diese durch ständiges Vergleichen überempfindlichen Augen und Ohren. Diese Gesellschaft, die nach Ausrufezeichen verlangt, nach Laut-

stärke, in der man schreien muss, um sich verständlich zu machen. Die fordert, stets überall präsent zu sein, und dabei vergisst, dass es für manche schon schwierig genug ist, überhaupt zu existieren. Ana kann nichts Natürliches in dieser Lebensführung finden, und doch hat sie ihr keine Alternative entgegensetzen. Sie irrt in dieser Welt umher wie in einem Labyrinth.

Unzählige Male hat sie versucht, das Weltgeschehen für sich zu ordnen. Aber wie soll es einem hochsensiblen Menschen gelingen, die äußere Welt zu ordnen, wenn die innere stets durcheinander ist?

Am liebsten bleibt sie für sich. Selbst mit Freunden geht Ana nur gelegentlich aus. Wozu auch? In der heutigen Zeit macht man Bekanntschaften, wie man sich eine Zigarette anzündet. Man nimmt ein paar Züge, gerade so viele, wie einem schmecken, und wenn man genug hat, drückt man das spärliche Glimmen aus.

Früher versuchte Ana noch, sich mit einem bestimmten Kreis von Leuten innerlich zu verbinden. Aber es gelang ihr nur selten. Schwerlich fand sie Menschen, mit denen sie über Dinge sprechen konnte, die ihr wichtig sind. Sich darüber auszutauschen zum Beispiel, was der Sinn des Lebens ist oder wie man ein gutes Leben führt, wie man seinen eigenen Weg findet und nach einem Scheitern wieder aufsteht. Doch sie kennt nur wenige, die so tief über das Leben nachdenken wollen. Die Konfrontation mit sich selbst ist nicht jedermanns Sache.

Hinzu kam Anas achtjährige destruktive Beziehung mit Mika, die ihren Kontakt mit anderen nicht leichter gemacht hat, sondern schwerer. Als Ana Mika kennenlernte, ging sie noch regelmäßig mit Freundinnen aus. Doch Mika kontrollierte Ana mehr und mehr, redete ihr Treffen genauso aus wie die Freundinnen selbst. Als Ana begriff, warum er das tat, war es bereits zu spät. Das Problem des Betrügers

ist nicht, dass ihm keiner glaubt, sondern dass er keinem glaubt.

Überhaupt stand Mika jeglicher Freundschaft, die Ana damals noch mit anderen unterhalten hat, sowie all ihren Lieblingsbeschäftigungen im Weg. Er drängte all ihre Interessen in den Hintergrund und verkleinerte ihren Lebenskreis immer weiter. Anfangs schleichend, nahezu unmerklich, bis Anas Leben auf einen einzigen Menschen, auf einen einzigen Punkt, geschrumpft war. Auf Mika.

Von Monat zu Monat beschränkte sie ihre Existenz mehr und mehr auf die Beziehung mit diesem Mann, verlor unter dieser Einengung allmählich ihre eigene Identität. Überließ sich einem Leben, das Mika diktierte. Entfernte sich von Tag zu Tag mehr davon, wie sie eigentlich leben wollte.

Bis Mika ging. Und ihr Ich mitnahm.

Jetzt sucht Ana nach einem Versteck vor der Welt. Nach einem Ort, der ihr die Menschen und das Leben vom Leibe hält. Doch wo einen solchen Platz finden? Wo war man vor Menschen sicher?

Sie ist um jeden Tag froh, an dem sie mit niemandem reden muss. Lebt im Schattenland der Zerbrechlichen. Nimmt bloß als Beobachterin am Leben teil. Schränkt ihren Lebensraum auf den kleinstmöglichen ein. Denn nur in der Miniaturwelt, die sie sich erschaffen hat, fühlt sie sich sicher.

Und doch vergeht kein Tag ohne das Gefühl, die Zeit auf dem Erdball unbeholfen und ungenutzt davonrinnen zu lassen. In dieser Abgeschlossenheit, in der sie lebt. In dieser Entrücktheit.

Ja, vielleicht ist sie das, was viele über sie sagen: sonderbar.

All die Jahre ist Ana das gewesen, was Mika ihr einflößte: ein Nichts. Wie hätte sie ihm auch nicht glauben sollen? Die Leute schauten schon immer an ihr vorbei oder vielmehr durch sie hindurch, ganz so, als sei sie unsichtbar. Beinahe kann sie es verstehen. Schließlich ist ihr Hauptmerkmal Blässe.

Wenn sie jetzt verschwinden würde, wäre es, als hätte es sie nie gegeben. Will man so leben? Spurenlos?

Ana weiß, sie muss etwas tun. Sie muss etwas ändern. Doch sie scheitert an sich selbst. Immer und immer wieder. Nichts scheint möglich zu werden. Und sie nie die, die sie eigentlich sein will. Sie entkommt sich nicht. Wie wir uns nie entkommen, bevor wir in uns ankommen. Wie gern würde sie ihre Wahrheit finden. Doch wo danach suchen?

Angefüllt und umgeben von dichtem Nebel steht sie da. Hat keine Ahnung, wer sie ist, und wartet darauf, dass die Welt es ihr sagt. Sie wünscht sich, sie könnte das Rätsel ihres Wesens lösen, könnte jenen Teil in sich erkennen, der sie in Wahrheit bestimmt. Aber dafür müsste sie leben. Und das wagt sie nicht. Der Schritt ins Leben macht ihr eine solche Angst, dass sie sich täglich weiter zurückzubewegen scheint statt vorwärts.

Ana fragt sich, wie viele Menschen es wohl da draußen gibt, die ähnlich empfinden wie sie. Wie viele nach ihrem Platz suchen. Und: Wie macht man sich auf die Suche, wenn man nicht mal weiß, wonach?

5

Der Brief

Der Brief erreicht ihn an einem Mittwochmorgen. Ein Einschreiben in einem amtsgrünen Umschlag. Als Lew ihn in den Händen wiegt, legt sich ihm eisiger Schweiß auf die Haut. Er dreht das Kuvert. Auf der Rückseite ist ein Wappen eingestanz. Lew reißt den Umschlag auf und zieht das dünne Papier heraus. Seine Finger zittern, als er das Blatt auseinanderfaltet. Plötzlich kribbelt Furcht in seinen Nerven. Er überfliegt das Schreiben. Es ist dreimal unterschrieben und gestempelt. Eine wichtige Angelegenheit. Er liest es noch einmal. Diesmal konzentrierter. Dennoch erscheint es ihm, als wackelten die Buchstaben hin und her. Als zerfließen sie für den Bruchteil einer Sekunde und schwommen dann in ihre Form zurück.

Lew hat ihn erwartet, diesen Brief. Er hat sich sogar freiwillig gemeldet, trotz seines Alters. Es war seine Chance, endlich wieder die Kraft der Luft zu spüren. Endlich wieder der einzigen Leidenschaft nachzugehen, die er wirklich hat: Fliegen.

Und doch. Und doch denkt er jetzt an seine Mutter, die beinahe siebenundachtzig ist und sich langsam aufzulösen beginnt. In den letzten Jahren hat sie sich sukzessive verändert. Und auch wenn die einzelnen Schritte dieser Veränderung nur unmerklich zu spüren waren, so ist sie doch ganz offensichtlich alt und brüchig geworden.

Was soll er ihr bloß sagen? Wie soll er es ihr sagen? Er muss zu ihr fahren. So etwas sagt man nicht am Telefon.

Lew ist bereit, seinem Land zu dienen. Dem Land, das diesen Krieg vor nun fast einem Jahr begonnen hat. Jetzt, da es für ihn so weit ist.

Seit fast zwanzig Jahren ist er als Ingenieur im Flugzeugbau tätig. Er ist derjenige, der die Steuerungssoftware von Militärflugzeugen wie kein anderer kennt. Ein Experte. Eine Koryphäe.

Aufgrund seines Alters trafen ihn nicht die ersten Wellen der Einberufung. Jetzt ist er eingezogen.

Einen wie ihn kann man brauchen. Das weiß er. Keine Frage, die jungen Piloten haben die besseren Augen, die schnelleren Reaktionen, die größere Ausdauer. Dafür hat er mehr Erfahrung. Außerdem können ihm andere Augen beim Sehen helfen, zum Beispiel die eines scharfsinnigen Co-Piloten. In diesem Krieg, da ist er sich sicher, wird er sich beweisen.

Als Lew am Wochenende seine Mutter besucht, hört er schon im Korridor das Rascheln des hauchdünnen Papiers jedes Mal, wenn sie die Zeitungsseiten umblättert. Er späht um die Ecke. Sie sitzt am Küchentisch. Ihre Fingerkuppen sind dunkel von der noch frischen Druckerschwärze. Die hungrigen Gläser ihrer Brille schlucken gierig jeden neuen Bericht über den Krieg.

Lew betritt die Küche und sieht, wie angespannt sie ist. Sie schaut zu ihm auf. Eine Mutter im Schwebezustand zwischen Angst und Sorge. Eine weise Frau, die schon monatelang unter diesem Krieg leidet, die die ganze Tragik schon vorausgelitten hat, als der Krieg noch gar nicht begonnen hatte. Sie hatte diese Ahnungen.

Jetzt, da er sie so dasitzen sieht, fragt sich Lew, ob er den Mut haben wird, in diesen Krieg zu ziehen. Noch präziser

fragt er sich, ob er den Mut haben wird, nicht in diesen Krieg zu ziehen.

Die Greisin hatte nach Kriegsbeginn hinter seinem Rücken den Hausarzt angefleht, eine Eingabe zu machen, dass Lew, ihr einziger Sohn, nicht in die Reserve kommt. Er sei mit fünfundvierzig ohnehin zu alt. Doch der sechzigjährige patriotische Hausarzt hat nur streng über den Rand seiner Brille geschielt und den Kopf geschüttelt. Wenn das Land Lew braucht, braucht das Land Lew.

Lew denkt an seinen Vater, der im Alter von dreiundfünfzig Jahren an Krebs gestorben ist und mit letztem Atemhauch zu seinem damals zehnjährigen Sohn sagte: »Ich glaube an dich, Lew. Ich glaube, dass du einmal etwas Großes bewirkst.«

Das will Lew jetzt. Etwas Großes bewirken. Kämpfen. Den Feind töten. Oder etwa nicht? Er redet es sich ein, bis er es sich selbst glaubt. Er würde in diesem Krieg der Sohn seines Vaters werden.

Lew zieht sich einen Stuhl heran und setzt sich zu seiner Mutter. Ohne ein Wort reicht er ihr den abgegriffenen Briefumschlag über den Tisch. Er hat das Schreiben so viele Male aus dem Kuvert gezogen, gelesen und wieder hineingesteckt, dass es schon ganz seifig ist.

In ihren Augenwinkeln sammeln sich Tränen. Lew blickt in ihr sorgenvolles Gesicht. In das Gesicht einer Mutter, die seit Kriegsbeginn jeden Tag aufs Neue ihren Sohn in der Hölle verschwinden sieht. Und heute ist der Tag, an dem ihr Albtraum Wirklichkeit wird.

»Du kannst den Brief wieder einstecken«, sagt sie, ohne den Umschlag zu öffnen, und schiebt ihn zurück über den Tisch. Sie weiß ohnehin, was darin steht. »Willst du dein

Leben wirklich wegwerfen?« Stille. »Du machst also tatsächlich freiwillig bei diesem Desaster mit? Unbegreiflich! Selbst nach einem Jahr fasse ich noch immer nicht, dass es so weit gekommen ist. Mitten im Frieden ein Krieg!«

»Das wussten wir doch, Mutter.«

»Nichts wusstest du. Du hast mir nicht geglaubt, als ich vermutete, dass unser Präsident Derartiges plant. Wie die meisten hast du die Möglichkeit eines Krieges weggeschnippt wie die Asche einer Zigarette. Irgendein Knistern war schon lange im Gebälk, immer wieder flogen Funken von Reibungen, die man nicht ernst genug genommen hat, bis das Feuer ausgebrochen ist.« Sie schluckt schwer. »Dazu kann ich nur sagen: Gott, vergib ihnen nicht, denn sie wissen genau, was sie tun!« Ihre unruhigen Finger versuchen die sich einrollenden Ecken der Zeitung glatt zu streichen. »Dass du freiwillig bei diesem Grauen mitmachen willst, ist nicht nur unverständlich, es ist schlicht inakzeptabel! Du bist doch kein Mörder.«

»Ich ziehe nicht in den Krieg, um zu morden, Mutter. Ich will kämpfen – für unser Land.«

»Glaub nicht immer, was du wahrhaben willst. Wir sind doch nicht nur Staatsbürger, wir sind auch Weltbürger«, sagt die Greisin. Ihr silbernes Haar hat sie hinter dem Kopf zu einem Knoten gebunden. Ihre Haut ist bleich und wirkt mit den eingefallenen Wangen beinahe durchsichtig. Die schmalen Lippen sind trocken und rissig, die Lider gerötet und von lila Äderchen durchzogen. Ihre Augen, die tief in den Höhlen liegen und hinter der Lesebrille riesig erscheinen, wirken viel zu groß für den geschrumpften kleinen Körper – ganz so, als hätten sie genug gesehen von dieser Welt.

Erst jetzt nimmt Lew den vertrauten Geruch des Hauses wahr. Eine Mischung aus Vergangenheit, Kölnisch Wasser und Kaffeebohnen.

»Du selbst sagst mir doch immer, man könne sich nicht aus allem raushalten, in der Hoffnung, das Leben ließe einen dann in Ruhe«, sagt Lew kleinlaut.

»Rede doch keinen Unsinn. Du weißt sehr genau, dass ich das in Bezug auf andere Dinge meine.«

»Ich habe mich als Kampffjetpilot ausbilden lassen, Mutter. Um für unser Land zu kämpfen, wenn es notwendig wird.«

»Das war vor fünfundzwanzig Jahren!«

»Aber ich habe mich damals bewusst dafür entschieden.«

»Du glaubst dir doch selbst nicht, was du da sagst. Meinst du etwa, bei jedem, der sich in jungen Jahren für eine militärische Ausbildung entschieden hat, spult sich der Lebensfaden bis ins hohe Alter unabänderlich fort? So ein Blödsinn!« Sie nimmt ihre knochige Hand vom Tisch und hebt ermahnend den von der Arthritis knotigen Zeigefinger. »Über den Krieg kann man nichts wissen, solange man ihn nicht gesehen hat! Mir steckt das Grauen des Zweiten Weltkrieges noch in den Knochen, in dem mein Vater – dein Großvater – gefallen ist. Diese Grausamkeiten, diese Vergehen, diese Qualen. Dieses Gemetzel. All die Zerstörung und das Blutvergießen. Ich werde in meinen Träumen noch immer vom Knall detonierender Bomben heimgesucht. Dann schrecke ich aus tiefschwarzen Nächten auf, schweißnass und bete, dass die Welt endlich und endgültig aufwacht.« Lews Mutter schließt die Augen und schüttelt den Kopf.

»Dieser Krieg ist etwas anderes«, sagt Lew.

»Krieg ist Krieg.« Sie schaut ihn eindringlich an. Dann sagt sie: »Diese teflonbeschichtete Version von dir ist ja hoffentlich noch nicht das Endprodukt. Mir kommt es beinahe so vor, als würdest du dich in den Krieg hineinflüchten, weil er eine gute Möglichkeit ist, um vor dir selbst wegzulaufen. Ich will gar nicht wissen, wie viele in den Krieg

ziehen, weil der Widerstand eines Einzelnen gegen eine Macht weit mehr Mut erfordert als das bloße Sich-Mitreißen-Lassen. Ich weiß, mein Sohn, das sind Gedanken, die du nicht gern zu Ende denkst.«

»Mutter.«

»Dass junge Menschen Angst davor haben, sich diesem Irrsinn entgegenzusetzen, verstehe ich ja. Aber in deinem Alter! Männer mit deiner Intelligenz haben das Land verlassen, als es noch möglich war. Sie haben sich von Land und Politik abgewendet, weil sie erkannt haben, dass beides zwangsläufig in einer Katastrophe enden wird.«

Ihr Blick gleitet ab, irrt für einen Moment im Zimmer umher, dann zum Fenster und bleibt schließlich irgendwo draußen hängen. Im Tageslicht, das durch die Scheibe fällt, wirkt ihr Gesicht plötzlich zart und klein. Ganz so, als würde sie zu einem Kind.

Dann wendet sie sich Lew wieder hastig zu. Etwas flackert in ihren Augen auf. »Es ist noch nicht zu spät! Es fänden sich vielerlei Ausreden.«

»Ich bin doch kein Deserteur.«

»Deserteur vor der eigenen Verantwortung schon.« Sie hält einen Moment inne. Dann sagt sie: »Wirst du es nicht müde, vorzugeben, jemand zu sein, der du nicht bist?«

Schweigen.

Schließlich spricht sie in die Stille hinein: »Was deine Möglichkeiten betrifft: Es gibt nicht immer nur das Eine oder das Andere. Wenn ›Soldat werden‹ oder ›Feigling sein‹ die beiden verfügbaren Türen sind, musst du eine dritte Tür finden und öffnen.«

Eine dritte Tür. Wenn das so einfach wäre.

Lew blättert in seinem Kopf einige Möglichkeiten durch, wie er seine Mutter besänftigen könnte, aber es fällt ihm nichts ein.

»Im Krieg geht alles verloren, was gut und edel ist im

Menschen«, flüstert sie vor sich hin. Ihre Miene spannt sich an und wird ernst. Jeder Muskel zittert jetzt in ihrem Gesicht. »Du wirst töten und getötet werden. Wenn nicht körperlich, dann seelisch.«

»Ich werde zurückkehren. Lebend.«

»Niemand kehrt lebend aus einem Krieg zurück. Entweder man ist außen tot oder innen«, sagt sie in einem Ton, bei dem hinter Verzagtheit auch Enttäuschung durchschimmert. Sie stützt ihren Kopf in die Hände, atmet tief ein. »Du musst das nicht tun, Lew. Du musst diesen Militärdienst nicht antreten. Du könntest dir ein Bein brechen. Man kann sich leicht ein Bein brechen, weißt du? Es gibt viele steile Treppen, die mit nassen Schuhsohlen erschreckend rutschig sind. Besonders jetzt in dieser Jahreszeit. Mit einem gebrochenen Bein wird man für eine Weile als untauglich erklärt. Und eine Weile kann gerade lange genug sein.«

»Ich werde kämpfen, Mutter. Für unser Land. Wir werden diesen Krieg gewinnen.«

»Gewinnen muss man nicht den Krieg, sondern den Frieden! Sonst folgt bloß ein Krieg auf den nächsten. Angezettelt von Menschen, die mehr Macht haben, als gut für sie ist. Wir sind bloß Marionetten, die erst dann stückweise die Wahrheit erfahren, wenn alles lange vorüber ist. Wenn du die wirklichen Tatsachen erfahren willst, lies die ausländischen Blätter.« Sie klopft mit der Handfläche auf die vor ihr ausgebreitete Zeitung. »Hier steht alles drin! Ich ergattere alle drei, vier Tage eine. Weißt du, wo?«

»Ich will es gar nicht wissen, Mutter«, seufzt Lew. »Ist dir klar, was passiert, wenn sie dich erwischen?«

»Was sollen sie schon machen mit einer Greisin wie mir? Mir den Tod auf den Hals hetzen?« Sie lacht spöttisch. »Sag du mir lieber, wie du mit gutem Gewissen in diesen Irrsinn ziehen willst, wenn du die Fakten nicht kennst.«

»Ich kenne sie, Mutter.«

»Du kennst die offiziellen! Die hiesigen Zeitungen sind gut darin, es so darzustellen, als müsse alles genau so geschehen. Die wirklichen Gründe, die persönlichen Dramen und die seelische Atmosphäre eines Krieges finden ihren Niederschlag nicht in diesen Texten. Es ist erschreckend, wie wenig ihr jungen Leute heute von den Ereignissen wahrhaben wollt.«

Mit den Fingerspitzen streicht Lew ihr sanft über den Handrücken. Sie zieht die Hand zurück und sieht ihn an.

»Es gibt immer solche und solche. Solche, die vom Krieg wegeilen, und solche, die zum Krieg hineinrennen. Und solche, die darin verloren gehen. Was ist in deiner Erziehung nur schiefgelaufen? Ich habe alles richtig gemacht, aber es hat trotzdem nichts gebracht.«

Lew blickt in ihre Augen. Und sieht darin eine letzte helle Glut, die aus einer erlöschenden Hoffnung zu ihm hinüberleuchtet. Dann schließt seine Mutter die Lider, und Tränen laufen ihr übers Gesicht. Lew fasst ihre kalten, knöchernen, erneut zurückschnellenden Hände und drückt sie. Er schiebt seinen Stuhl mit einem scharrenden Geräusch zurück, faltet seine hohe Gestalt auf, beugt sich zu ihr hinunter und umschließt ein letztes Mal ihren, wie ihm erscheint, von Minute zu Minute schrumpfenden kleinen Körper.

Kein Geräusch ist zu hören. Bis auf ein Singen in der Leitung der Heizung und das Vorrücken des Zeigers an der Küchenuhr.

6

Schwarze Löcher

Ein Schwarzes Loch ist ein Gebilde im Weltraum, dessen Masse auf ein extrem kleines Volumen konzentriert ist. Aufgrund dieser Kompaktheit erzeugt es in seiner unmittelbaren Umgebung eine so starke Gravitation, dass nichts mehr entkommen kann, wenn es einmal hineingekommen ist. Die äußere Grenze dieses Bereiches wird als Ereignishorizont bezeichnet. Nichts kann einen Ereignishorizont von innen nach außen überschreiten. Nicht einmal Licht. Lichtstrahlen außerhalb des Ereignishorizonts werden durch die enorme Schwerkraft des Schwarzen Lochs von ihrer ursprünglichen Bahn abgelenkt, umgelenkt oder, wenn sie ganz nah am Schwarzen Loch sind – am Ereignishorizont –, von ihm verschluckt. Da selbst Photonen nicht mehr entweichen können, ist ein Schwarzes Loch schwarz und so gut wie unsichtbar. Schwarze Löcher saugen neben Licht auch Materie aus ihrer Umgebung auf und verschlingen sie. Dadurch wachsen sie, werden immer größer und stärker. Aufgrund seiner Anziehungskraft kann ein Schwarzes Loch selbst Sterne in seiner Nähe dazu bringen, es zu umkreisen. Sie fallen dann dadurch auf, dass sie sich ungewöhnlich schnell bewegen. Und manchmal verschlucken Schwarze Löcher die Sterne sogar.

Es gibt sie. Schwarze Löcher. Nicht nur im Weltall. Auch unter den Menschen. Und genau wie ein Schwarzes Loch Materie und Licht anzieht, in sich verschwinden lässt und dabei stets wächst und kräftiger wird, gibt es Leute, die alle Kraft und alles Licht aus den Menschen ihrer Umgebung saugen und verschlucken. Von solchen Leuten muss man sich fernhalten. Oder wenn man ihnen bereits zu nahe gekommen ist, sollte man sich so schnell wie möglich aus ihrem Gravitationsfeld befreien.

Ana bemerkte viel zu spät, dass Mika ein solcher Mensch war.

7

Das Ende eines Traums

Der Tag, an dem Anas Welt aus den Fugen geriet, begann unter einem wolkenlosen Himmel. Ein Himmel in einem Blau, nach dem man greifen und das man herauszupfen konnte. Ein Himmel in einem Kornblumenblau.

Zwei Jahre sind inzwischen vergangen, doch die Erinnerung an jenen Tag prangt noch immer hinter ihren Lidern in einer Deutlichkeit, die wehtut. Noch immer fragt sie sich, ob sie es hätte kommen sehen müssen. Ganz bestimmt hat es erste Zeichen gegeben. Es gibt sie immer. Aber die meisten von uns sind so in ihrem Alltag gefangen, dass wir den Blick für sie verloren haben.

Mika verließ sie. Seine Worte zum Abschied waren knapp, schneidend, endgültig und zogen einen langen markanten Schlusstrich unter ihre gemeinsamen Jahre.

Selbst jetzt noch steigen Ana Tränen in die Augen, wenn sie daran denkt. Aber sie blinzelt sie weg.

»Wir müssen reden«, sagte der Mann zu ihr, mit dem sie acht Jahre zusammen gewesen war. Für den sie so vieles aufgegeben hatte. »Das geht so nicht weiter. Wir beide. Das funktioniert nicht.«

Es dauerte eine Weile, bis die Worte bei ihr ankamen. Sie verstand nicht. Versuchte, in seinem Gesicht zu lesen. Doch seine Miene war starr, verschlossen. Mit einem Mal war er ihr völlig fremd.

»Was meinst du?«, fragte sie stockend.

»Es hat keinen Sinn. Das mit uns.«

Seine Sätze schienen meilenweit entfernt. Sie fing nur einzelne Worte auf, Fragmente. Bis sie deren Bedeutung begriff und ihre Stimme wiederfand, dehnte sich die Zeit.

»Hast du eine andere?«, sagte sie leise. Und er nickte nur unmerklich.

Ein Gefühl der Unwirklichkeit überkam sie. Sie tastete nach der Stuhllehne und klammerte sich daran fest. Und während sie zitternd so dastand, gestand er ihr noch, dass seine neue Freundin schwanger von ihm war. Als er das sagte, huschte eine mikroskopische Regung über sein Gesicht. Er freute sich auf das Kind.

»Aber du wolltest doch nie ein Kind!«

»Vielleicht. Aber jetzt weiß ich, dass ich eins will.«

Wie gern hätte Ana Kinder gehabt. Jedes Mal, wenn sie davon angefangen hatte, hatte Mika ihr das Wort abgeschnitten. Sie hatte geschwiegen. Aber das Thema war geblieben. Es hatte mit ihnen am Tisch gesessen. Acht ganze Jahre lang. Bis Mika ihren Traum mit einer anderen verwirklichte.

»Warum?«, fragte sie.

»Das willst du wirklich wissen? Du hältst Ehrlichkeit doch gar nicht aus.«

»Bitte«, flehte sie ihn an, und ein Kribbeln selbstverachtender Erniedrigung kroch ihr über die Haut, breitete sich als schwarze Pünktchen bis in ihr Gesichtsfeld aus und verdunkelte ihren Blick für den Bruchteil einer Sekunde.

Doch Anas Verzweiflung glitt an Mika ab. Scharf sog er Luft durch die Nase ein. »Du warst ein Fehler. Und er endet heute.«

»Das weißt du jetzt? Nach acht Jahren?«, stotterte sie nach einem Moment des schockierten Schweigens. Und

flüsterte dann in die schreiende Stille hinein: »Hast du mich je geliebt?«

Die Antwort blieb unausgesprochen im Raum hängen, doch beide kannten sie. Ein Klirren in Anas Herzen war zu hören, als bräche ein Traum aus Glas.

Diese berstende Verzweiflung in ihr. Die Ohnmacht.

Sie kämpfte mit den Tränen. »Bitte nicht«, sagte sie zu ihm und vernahm dabei den bettelnden Ton ihrer Stimme.

Seine Worte darauf wie ein Schlag: »Das mit uns, das ist vorbei. Komm drüber hinweg!«

Während ihres ganzen Wortwechsels zog er immer wieder gierig an seiner Zigarette, und am Ende drückte er den Stummel in den Hals einer vom Vorabend umherstehenden, halb vollen Bierflasche. Ein kurzes Zischen – ganz so wie ihre Beziehung gewesen war –, und dann stieg ein dunkler Rauchfaden aus der Flasche auf.

Sie flehte Mika an, zu bleiben, nach acht gemeinsamen Jahren. Versuchte, seine menschliche Seite anzusprechen. Doch es half nichts. Er ging.

Anas Leben fiel in sich zusammen wie eine Sandburg – während seins wie eine feingestimmte Uhr weiterlief. Seit Ana ihn kannte, plante und führte er sein Leben mit militärischer Präzision. Gekonnt navigierte er es selbst über unbefestigtes Gelände. Er ließ darin keinen Platz für Überraschungen, was ihn jedoch nicht daran hinderte, andere mit seinen Plänen vor den Kopf zu stoßen. Mika wollte Ana nicht mehr in seiner Welt haben, warf sie vom Beifahrersitz und schloss die Tür. Sie jedoch hatte das Fahren verlernt.

Heute ist Ana klar, dass sie sich lange etwas vorgemacht hat. Dass sie damals blind sein wollte für das Scheitern der Beziehung. Dass ihr eigenes Erleben eine Täuschung war.

Mikas Blick hatte sich schon lange von einer gemeinsa-

men Zukunft abgewandt. Hätte sie ihr Gespür nicht geleugnet, hätte sie die Distanz fühlen können, die mit jedem gemeinsamen Monat zwischen ihnen gewachsen war.

In den Jahren vor der Trennung hat Mika ihr die Liebe nur vorgespielt, das weiß sie jetzt. Er hat sie gebraucht. Nicht geliebt. Sein Theater war aus Glas, sie hätte hindurchsehen können. Doch hat sie sich nicht eingestanden, dass er bereits im Gehen war und dass sie tatsächlich nicht zueinanderpassten.

Obwohl ihre Körper einander vertraut gewesen waren, waren ihre Gedanken in den Nächten fremdgegangen, aneinander vorbei. Hatten nach anderen Seelen getastet.

Wie oft hat sich Ana dabei ertappt, sich eigentlich nach einem ganz anderen Mann zu sehnen. Nach dem Mann nämlich, der ihr vor langer Zeit begegnet war. Damals, als sie ihn das erste und einzige Mal gesehen hatte und sofort wusste, dass dies einer jener Momente war, die bis ganz zum Ende blieben: Sie war mit Mika erst kurz zusammen gewesen, als sie in ihrem ersten gemeinsamen Urlaub diesen Unbekannten traf. Sie hatten einander angelächelt, und Ana sog sein Gesicht in sich ein. Der Fremde hatte sich ihr zugewandt und ihr direkt in die Augen geschaut. Es hatte sich unwirklich angefühlt, ganz so, als ob er in ihr Innerstes blickte, auf die Wahrheit in ihr. Als ob er sie in ihrer Ganzheit sah – und erkannte. Bis zu jenem Geschehnis hatte Ana nicht gewusst, dass das möglich war. Wann auch immer Mika sie ansah, versuchte er, die Frau zu sehen, die er in ihr sehen wollte. Er konnte oder wollte nicht sehen, wer sie tatsächlich war.

Vielleicht hatte Ana deshalb in jener Begegnung mit dem Fremden diesen merkwürdigen Frieden empfunden – als könne sie in seiner Gegenwart alles, was sie zu sein vorgab, beiseiteschieben, und einfach nur sein, wer sie wirk-

lich war. Es hatte sich so angefühlt, als offenbare ihr sein Blick sich selbst. Als erkenne sie sich in seinen Augen.

Der Fremde hatte Fragen in ihr geweckt, die sich nun in aller Deutlichkeit in ihr Bewusstsein schieben, in es einsickern und Antworten verlangen: *Wer bist du? Was machst du? Warum machst du das? Warum hältst du so wenig von dir? Warum hast du vergessen, wohin du willst?*

Als sie mit jenem Mann einen viel zu kurzen Moment allein auf der Veranda des Hotels gestanden war, hatten seine Hände in der Dunkelheit nach ihren getastet. Seine Fingerkuppen berührten ihr Handgelenk, glitten über ihre Arme, über ihren Nacken, über ihr Gesicht. Anas Herz pochte. Ihre Lippen zitterten, als er sie küsste. Plötzlich war Mika aufgetaucht, und sie hatten sich schockiert voneinander gelöst.

Am nächsten Morgen war Mika mit Ana in aller Frühe abgereist, und sie sah den Unbekannten nie wieder. Kannte nicht mehr von ihm als seinen Vornamen.

Wochenlang noch spürte Ana die Hand dieses Fremden auf jedem Zentimeter ihrer Haut, obwohl er sie nur im Gesicht, am Nacken, an den Schultern, den Armen und Händen berührt hatte. Wie oft schloss sie die Augen und belebte die Erinnerung an ihn wieder. Stellte sich die Fragen, die mit den Erinnerungen kamen: *Willst du wirklich dieses Leben mit Mika? Willst du wirklich hier sein?*

Heute fragt sich Ana, in wie vielen Betten der Welt Paare so eng beieinanderliegen und doch so weit voneinander entfernt. Heimlich und still nach etwas anderem suchend.

Die Atmosphäre um Mika und sie war nur anfangs warm gewesen, lauwarm, präziser gesagt. Kühlte dann jedoch recht schnell ab, und es wurde frostig um sie. Ana spürte

recht bald, dass er nicht der Richtige war. Und doch blieb sie. Das hatte nichts mit Dummheit zu tun. Auch nicht damit, nicht wahrhaben zu wollen, dass er der Falsche war. Vielmehr hatte es etwas mit dem Grad der Einsamkeit zu tun. Mit der Tiefe der Sehnsucht. Man verliebt sich nicht immer in den Menschen, der es wert ist. Man bleibt nicht selten, weil man einsam ist. Und wie einsam musste man sein, um sein Innerstes abzustellen – wie ein Radio.

Heute weiß sie: Man kann sich nicht aussuchen, wen man liebt. Und wen man liebt, verändert alles.

Dieses elektrisierende Gefühl, dieses Wissen darum, dass man zueinandergehörte, obwohl man noch nicht viel voneinander kannte, hatte Ana nur dieses einzige Mal vor vielen, vielen Jahren mit dem Fremden erlebt. Nie zuvor und nie danach hatte sie dieses Gespür gehabt, füreinander bestimmt zu sein. Doch sie und dieser Mann hatten sich nach der ersten Begegnung wieder verloren.

Wenn Ana jetzt über ihre Zeit mit Mika nachdenkt, war die Beziehung mit ihm im Grunde von Anfang an ein Abstieg, ein unmerklicher Abstieg über unzählig viele kleine Stufen hinunter. Von Tag zu Tag brachte er ihr mehr Kälte entgegen, kränkte sie und zweifelte alles an ihr an, sodass sie sich am Ende fühlte wie ein bloßes Fragezeichen.

Und obwohl sie mit ihm am Schluss einsamer war als ohne ihn, wollte sie ihn nicht gehen lassen. Denn sie glaubte bis zuletzt, ihn zu brauchen.

Dann war er weg. Abrupt und ohne Reue. Und Ana war sich sicher, dass Mika am Tag seines Schlusstrichs noch nicht die Treppe hinunter war und sie schon aus seinen Gedanken gelöscht hatte.

Das war am schlimmsten, dieses Gefühl der Gleichgül-

tigkeit, das er ihr dagelassen hat. Diese plötzliche Bedeutungslosigkeit.

Jetzt denkt Ana an den Tag – es war etwa vier Wochen nachdem er sie verlassen hatte –, als Mika noch einmal auftauchte, um seine restlichen Sachen zu holen. Organisiert und durchgeplant wie immer, eilte er von Zimmer zu Zimmer und stopfte alles, was ihm gehörte und er behalten wollte, in ein paar Kisten und einen Koffer. Mit jedem seiner Schritte verschwand mehr von ihm aus ihrem gemeinsamen Leben. Acht Jahre innerhalb weniger Minuten gepackt und eingestampft auf minimalem Raum.

Ana hielt dieses Gefühl der Endgültigkeit nicht aus, ging auf die Terrasse hinaus, beugte sich weit über die Balustrade und starrte in die Tiefe. Den Suizid im Blick.

Als Mika fertig mit allem war, trat er mit bewegungslosem Gesichtsausdruck zu ihr hinaus, stellte sich hinter sie und bemerkte kalt: »Es sind nur vier Stockwerke, Ana. Bei deinem Glück stirbst du nicht mal, sondern wirst nur zu einem Krüppel.«

Seine wachsende Abneigung ihr gegenüber war greifbar. Er hatte es schon immer verstanden, seine Pfeilspitzen gut zu platzieren. Mika kannte ihre Unsicherheiten und wunden Punkte. Und am Ende versprühte er seine Boshaftheiten wie einen bissigen Geruch.

Während Ana am ganzen Körper zitterte, umfasste er bloß den Griff seines Koffers fester und fügte hinzu: »Los, spring doch. Ich warte unten.« Dann ging er, die Kisten unter den Arm geklemmt und den Rollkoffer hinter sich herziehend, zur Tür und rief ihr zum Abschied zu: »Diese Inkonsequenz haftet ja allen Mächtgern-Selbstmördern an. Alles für ein bisschen Aufmerksamkeit. Aber falls es doch klappen sollte und du wirklich springst, ein Trost: Du beendest damit einen sinnlosen Fall. Wenn es schon keine

Lösung für dein Leben gibt, gibt es nach deinem Sprung auch kein Problem mehr. Die Welt macht auch ohne dich weiter.«

»Dann geh doch! Verflucht noch mal, geh! Verschwinde! Wie kannst du dich nur ertragen! Du bist ein solcher Mistkerl!«, schrie Ana ihm in einem Ton hinterher, der sie selbst erstarren ließ.

Mika war schon immer ein Mensch gewesen, der jene, die ihm im Weg standen, in Untiefen zog, bis sie ertranken.

Heute muss Ana an die Worte ihrer längst verstorbenen Großmutter denken, die überzeugt davon war, dass Menschen mit solch hässlichen Charakterzügen ihr Leben früher oder später selbst zum Scheitern brachten. Dass man nur in aller Ruhe abzuwarten brauchte. Doch war das wirklich der Fall? Scheiterten diese Leute jemals?

Das Glück grausamer Menschen, denen alles zu gelingen scheint, kommt Ana wie ein Verrat am Prinzip vor.

Mika hat sie verlassen. Sitzen gelassen. Wegen einer anderen. Einer Jüngeren. Wie das klingt, dieses Wort: *sitzen gelassen*. Man hört, wie es einen trifft, dieses Wort. Welches Geräusch es hinterlässt. *Sitzen gelassen*. Wie eine Ohrfeige.

Ana hatte ihm ihre Zukunft geopfert. Geblieben ist ihr nichts, das an ein eigenes Leben erinnert.

Nachdem Mika gegangen war, putzte sie wie wild die Wohnung, wusch Schränke aus, warf letzte Andenken weg.

Vielleicht hätte *sie* ausziehen sollen, vermutlich hätte sich das besser angefühlt. Mika war schließlich derjenige, der bereits vor ihrer Beziehung in diesem Appartement gewohnt hatte. Doch als er ihr anbot, in der Wohnung zu bleiben, weil er mit seiner neuen Freundin zur Familienründung in ein Haus am Stadtrand ziehen würde, sagte sie

zu. Wie hätte sie noch die Kraft aufbringen sollen, sich eine neue Bleibe zu suchen?

Erschöpft ließ sich Ana nach dem Ausmisten aufs Bett fallen und sank in einen schwarzen Schlaf. Und als sie am nächsten Morgen die Augen aufschlug, war ihre alte Welt zerschmolzen und die neue in einer farblosen Form erwacht.

Ana will vergessen. Doch es gelingt ihr nicht. Wie oft wünscht sie sich, dass man die Seele chemisch reinigen lassen könnte, um sie mit ausgeräumten Taschen frisch ausgebügelt zurückzubekommen.

Seit der Trennung ist sie mit sich allein, kann zugleich anfangen und enden. Doch bisher ist ihr weder das eine noch das andere gelungen. Sie steckt irgendwo dazwischen fest. In einem luftleeren Raum – ohne Hoffnung, ohne Zuversicht.

8

Leere

Menschen verändern sich. Oft ganz langsam, ohne dass man es mitbekommt. Und dann ist alles plötzlich anders.

Heute weiß Ana: Mika hatte Momente der Freundlichkeit, aber er war nicht freundlich. Er hatte Momente von Mitgefühl, aber er war nicht mitfühlend. Ein guter Moment mit ihm machte ihn nicht zu einem guten Menschen. Die Trennung war längst überfällig gewesen. Doch irgendetwas in ihr hatte sich, trotz aller Erkenntnis und Enttäuschung, nicht von ihm lösen können.

Mika wollte keine Kinder. Sie beugte sich seinem Wunsch und wusste all die Jahre nicht, wohin mit dieser Sehnsucht. Mit dieser unstillbaren Sehnsucht. Nun hat er ein Kind. Mit dieser Neuen.

Für Mika hatte sie ihre Träume aufgegeben. Für ihn. Heute weiß sie: Sie hätte es ihm nie recht machen können. Wo sie stand und was sie sagte, es war falsch.

Die Trennung hat ihr zumindest die Illusion eines gelungenen Lebens genommen. Während ihrer ganzen gemeinsamen Geschichte gab es keine gemeinsame Zukunft. Das begreift sie jetzt. Auch begreift sie, dass alles, was sie ihm je erzählte, worüber sie je mit ihm sprach, für ihn nur ein Hintergrundrauschen war. Ganz so, als habe er sie nie gehört. Mika kannte sie lange, doch wusste nichts über sie.

Ana lebt noch immer so wie in der Beziehung mit Mika: leise und unauffällig. Als sei sie unsichtbar. Als fehle ihr die Konsistenz, um von anderen wahrgenommen, gesehen, gehört zu werden. Es ist beinahe, als löse sie sich in der Anwesenheit anderer in nichts auf. Und in diesem Nichts fühlt sie sich allein. Auf grausame Weise.

Anfangs dachte sie über Suizid nach. Doch was, wenn ihr nicht nur das Leben misslänge, sondern selbst der Tod? Wenn sie für den Rest ihrer Tage zusammengeflickt und doch kaputt in irgendeiner Klinik auf ihr Ende warten musste?

Stattdessen entschied sie sich für Medikamente. Die sie nicht selten in solchen Dosen einnahm, bis sie ohne jegliches Gefühl war.

Wie schaffte man es nur vom Grund einer so tiefen Schlucht wieder herauf?

Diese Leere in uns, denkt Ana, die sich in vielen Menschen findet. Wir versuchen, sie zu füllen, doch wissen nicht, womit. Diese Leerstelle anfangs klein und unmerklich, wächst und höhlt uns aus, bis wir nur noch aus zerbrechlicher Schale bestehen.

Früher füllte die Religion diese Stelle in uns. Der Glaube war gleichzeitig der Sinn des Lebens. Aber heute? Nun, da er bei vielen von uns wegfällt, entsteht eine Leere, ein hohler Raum, der uns instabil macht.

Was tun?

Was ist der Ausweg aus einer ausweglosen Situation?

Wie Sinn finden in einer sinnfreien Welt?

9

Gedanken

Gedanken haben ein Eigenleben. Sie wuchern, wenn man sie füttert. Wenn sich eine verhängnisvolle Idee in unserem Kopf festsetzt – und scheint sie auch am Anfang winzig wie ein mikroskopisch kleines Tierchen –, wächst sie heran, wenn wir sie nähren. Sie wird größer und größer, bis sie alle anderen guten Gedanken um sich herum verschlingt. Bis der Parasit so groß ist, dass er allen Platz restlos ausfüllt und in unserem Kopf nichts anderes mehr pulsiert als diese riesige katastrophale Idee über uns, unser Leben, andere Menschen. Ein überhitztes Gehirn kann aus einem einzigen abstrusen Gedanken die absurdesten Szenarien formen. Bis wir uns selbst in die Falle laufen, uns im Labyrinth der eigenen Hirngespinnste verfangen. Bis nicht ein Fetzen unserer ursprünglichen Persönlichkeit, unserer Willensstärke und Weitsicht übrig bleibt. Bis wir festsitzen in einem mentalen Tunnel, der uns nach und nach verrückt werden lässt.

10

Der erste Tag

Am Antrittstag seines Militärdienstes erhebt sich Lew von den glühenden Kohlen, auf denen er ein Jahr lang saß, und greift nach der ledernen Reisetasche, in die er die notwendigsten persönlichen Sachen gestopft hat: Zahnbürste, Rasierapparat, Unterwäsche, Tablet sowie Dinge aus seiner aktiven Fliegerzeit; Logbuch, Kompass, Pilotenbrille. Dann verlässt er seine Wohnung. Mit einem lauten Klacken fällt die Tür ins Schloss. Er dreht den Schlüssel zweimal, zieht ihn ab und legt ihn unter die Fußmatte. Damit er jederzeit zurückkommen kann, sagt er sich. Zu holen ist für Diebe ohnehin nichts in seinem leeren Junggesellenleben.

Erwartungsfroh springt er die Treppe hinunter und tritt auf die Straße hinaus. Er spürt bereits ein wenig von der Hochstimmung, die er nach seiner Ausbildung zum Kampfflieger in sich trug, als er zu den Besten seiner Staffel gehörte.

In der Stille des unberührten Morgens ist nur der Nachhall seiner Schritte zu hören, die sich im Rhythmus seiner sich überschlagenden Gedanken beschleunigen. Wie das Ticken einer gewaltigen Uhr schallen die Sohlen seiner Schuhe auf dem Pflaster, während Lew sich unverschämt gut fühlt und an die aufregende Zeit denkt, die er nun endlich dem Kämpfen und Siegen widmen kann. Nie zuvor hat

er sich so viel von etwas versprochen und so gierig darauf gewartet, dass sein wahres Leben endlich begann.

In den kommenden Jahren sollte er noch oft an den absurden Augenblick zurückdenken, als er sich auf dem Weg zum Militärstützpunkt sogar für eine Abkürzung entschied, um schneller im Krieg zu sein.

Mit der Pünktlichkeit der Ungeduld, folglich eine Stunde zu früh, steht Lew vor den Toren der Kaserne, bereit für seinen Dienstantritt als Kampfpilot.

»Kann ich Ihnen helfen?«, fragt der Sicherheitsbeamte an der Pforte.

»Ich melde mich zum Dienst.«

»Einzugsschreiben und Pass bitte.«

Lew zieht die Dokumente aus der Brusttasche seiner gefütterten Lederjacke und reicht sie dem Mann.

»Da kann es einer aber gar nicht erwarten«, sagt der Sicherheitsbeamte, während er das Einzugsschreiben auseinanderfaltet, es kurz überfliegt und dann in Lews Pass blättert. Schließlich gibt er ihm die Unterlagen zurück und öffnet das Tor.

Lew salutiert ordnungsgemäß, wenn auch noch ohne entsprechende Uniform, und schreitet nicht ohne Stolz auf das Gebäude am linken Rand des Geländes zu, in dem sich die Geschwaderführung befindet. Der vertraute Geruch von Kerosin in der Luft.

Als er gerade eintreten will, um sich vorzustellen, nimmt er Maschinengeräusche wahr. Lew dreht den Kopf und blickt voller Euphorie auf den einsehbaren Teil des hinter den Gebäuden gelegenen Flugplatzes. Kaum hundert Meter entfernt stehen die Kampfflugzeuge. Eine Viererformation startet gerade zu einem Einsatz. Die Maschinen rollen hintereinander zur Startbahn. Lew sieht die Piloten in den

Cockpits sitzen, gesichtslos unter ihren Helmen und Sauerstoffmasken. Sie fahren die Triebwerke hoch, und schon donnert der erste Kampfjet über die Bahn. Ein scharfes Dröhnen durchschneidet die Luft. Der Jet zieht die Nase nach oben, hebt dann in einer gewaltigen Eruption ab und stößt schwarzen Rauch in den Himmel. Nach und nach folgen die anderen drei. Die Scheiben der Gebäude zittern. Lew sieht ihnen nach, bis sie in der Ferne verschwinden und Stille hinterlassen. Dann legt er die Hand um die glatte, eiskalte Klinke der Eingangstür, drückt sie hinunter und tritt ins Gebäude. Ja, er ist einer, der mit brennender Begeisterung in den Krieg zieht.

Lew wird einer Staffel zugeteilt. Er kennt keinen einzigen Piloten von früher. Die meisten sind blutjunge Kerle, deren Kampffjetausbildung erst wenige Wochen zurückliegt. Sie begrüßen ihn zurückhaltend. Lew spürt das stille Misstrauen, mit dem sie den Neuling mustern.

Nach dem Auffrischkurs im Simulator folgt in den kommenden Tagen jeweils dann, wenn die Kampffjets zwischen den Einsätzen bereitstehen, ein kurzes Trainingsprogramm diesseits der Front, um Lew nach der langen Pause wieder flugsicher zu machen und verschiedene Formationen und Taktiken einzuüben. Immer dann, wenn keine Flugzeuge verfügbar sind, hockt er in Schulungen zu Funk, Aufklärung und Codes. Er bringt die Übungsflüge, so schnell er kann, hinter sich, um seinen Namen endlich auf der Einsatzplanung zu sehen.

11

Der erste Einsatz

Der Tag des ersten Einsatzes ist gekommen. Im Besprechungsraum wirft der Projektor eine Karte an die Wand, und der Staffelkommandeur fährt mit einem Zeigestock die Flugroute des Einsatzes entlang. Er klopft auf die wichtigen Punkte und hält bei den Angriffszielen inne: Luftverteidigung einschließlich Munitionslager, Radaranlagen, Kommandoposten, Kommunikations-Relaisstationen, Standorte für Boden-Luft-Raketen und Flugabwehr-Artillerieseinheiten. Der Kommandeur weist auf jedes noch so kleine Detail hin: Geländetopografie, Fliegerabwehrstellungen, hohe Antennen und Funkmasten. Schließlich teilt er den Fliegern das Passwort für den Einsatz mit. Füße scharren über den Linoleumboden. Hier und da ein Räuspern oder Husten.

Die Kampffjets dieser Staffel sind Zweisitzer. Jedem Piloten wird ein Co-Pilot zugeteilt. Kein Co-Pilot im klassischen Sinne, vielmehr ein Waffensystemoffizier. Einer, der navigiert, das Radar bedient und das Ziel erfasst. Den Knopfdruck zum Abschuss der Raketen betätigt allein der Pilot.

Ein junger Bursche von zweiundzwanzig Jahren und hagerer Statur, der erst kürzlich seine Ausbildung beim Militär abgeschlossen hat, wird Lew zugewiesen: Stanislav. Er hat helles, nahezu weißes Haar von der Feinheit eines Pin-

sels. Die Augenbrauen verschwinden fast im bleichen Ton seiner Haut. Der junge Mann hat die Angewohnheit, seinen Blick nie länger als eine Zehntelsekunde auf etwas ruhen zu lassen, wie Billardkugeln schießen seine wasserblauen, beinahe durchsichtigen Augen umher.

Lew ist erleichtert, als sie schließlich zu den Kampffjets aufbrechen. Am Stellplatz angekommen, legt er seine Ausrüstung auf den linken Flügel und geht noch einmal um die Maschine herum. Er prüft sie auf Schäden, untersucht Flügel und Steuerflächen auf Risse und inspiziert die Triebwerke. Dann klettern Stanislav und er in die Kabine, zwingen sich in die Sitze und schnallen sich fest. Es folgt die Vorflugkontrolle mit Überprüfung von Fahrwerk-, Waffen-, Avionik- und Kraftstoffsystemen. Lew kennt die Checkliste beinahe auswendig.

Als alle Kontrollen abgeschlossen sind und sie sich Helm und Sauerstoffmaske übergezogen haben, ergreift Lew der lang ersehnte Rausch. Endlich das Anlassen der Triebwerke, das Lösen der Bremsen, das Rasen über die Startbahn und das befreite Gefühl, als die Maschine abhebt und die Welt mit zunehmender Höhe unter ihnen abfällt. Bahnen aus dichtem Weiß strömen aus den Triebwerken. Der Zeiger des Höhenmessers rückt weiter vor. Lew fühlt sich leicht, jung und unbesiegbar.

Nachdem sie ihre Flughöhe erreicht haben, fliegt die Staffel den Flusslauf entlang. Lew blickt nach unten auf gefrorene Flussmündungen, die in der schneebedeckten Landschaft verwischen.

Schließlich durchqueren sie die unsichtbare Grenze, dringen in feindliches Gebiet. Das anfängliche Wohlgefühl weicht und macht einer ungewohnten Anspannung Platz. Lews Nerven beginnen zu zucken. Schweißperlen treten auf seine Stirn. Immer wieder sieht er über die Schulter,

versucht, den Überblick in allen Richtungen zu behalten. Rutscht unruhig auf dem Sitz herum. Mund und Kehle sind trocken. Die Luft brennt ihm im Hals.

Und dann kommt er über Funk: der Befehl zum Abschuss.

Der helle Leuchtpunkt in seinem Visier erfasst das Ziel. Lew betätigt den Abzug – er drückt den Knopf am Steuerknüppel und feuert seine erste Rakete ab.

12

Das Schlachtfeld

Wenige Tage später. Schon im Morgengrauen regnen sie vom Himmel: Trümmer. Es ist das erste Mal, dass Lew Raketeneinschläge, Granatenexplosionen, Drohnenbeschuss und Kanonenfeuer aus solcher Nähe miterlebt. Er, der einst nicht ohne Stolz bei der Luftwaffe gelandet ist und nun selbst einen der Kampfjets fliegt.

Für eine taktische Aufklärungsmission eingeteilt, tief über gegnerischem Boden fliegend, offenbart sich ihm aus einem Himmel heraus, der von Rauchschwaden durchzogen ist, die Zerstörung in all ihrer Grausamkeit. Schüsse brechen durch die Luft, prasseln auf Häuser, auf Autos, auf Flüchtende. Überall blitzen Mündungsfeuer, flammen grelle Lichter auf. Die Welt vor Lews Augen wird weggesprengt.

Zur gleichen Zeit am Boden – inmitten all der Flüchtenden – sieht ein Mädchen, die Hand der Mutter umklammernd, wie Scheiben in Scherben zersplittern. Wie Köpfe weggeschossen und Körper zerfetzt werden. Wie heißes, rohes Fleisch in der Kälte dampft. Es sieht ein verkohltes Paar Stiefel am Wegrand, das auch ihrem Vater gehören könnte, der als Soldat das Land verteidigt.

Das Mädchen bleibt in der Reifenspur stehen, die ein vorbeidonnernder Pick-up der feindlichen Truppen im

Trümmerstaub hinterlassen hat, und starrt auf die versengten Stiefel. Rotz läuft ihm übers Gesicht. Die Mutter zerrt an seinem Arm und zieht den versteiften kleinen Körper neben sich weiter.

Beharrlich feuern Lews Kameraden in nahezu fließenden Bewegungen aus Schützengräben oder Panzern heraus Munition durch die Luft und füllen ihre Magazine wieder auf. Sie, die einen Krieg eröffnen mussten, manche davon, ohne es zu wollen. Weil zu viel Macht in einer einzigen Person gebündelt ist.

Doch Lew ist dabei. Neben vielen überzeugten Landsmännern hat auch er sich diesem Krieg verschrieben. Auch er macht mit. Zerbombt aus der Luft die zuvor definierten Ziele. Und wenn es unglücklich läuft, trifft er sogar Krankenhäuser und Wohnquartiere. Raubt Menschen nicht nur das Leben, sondern auch die Möglichkeit, am Leben zu bleiben. Krebskranke ohne Therapie, Verletzte ohne Versorgung der Wunden.

13

Zeit des Zweifels

Zwei Wochen später – Lew kommt es bereits vor wie eine Ewigkeit – durchschneiden sie die Luft mit dem Kampfjet auf dem Weg zu einem neuen Ziel. Sie fliegen niedrig genug über die Erde hinweg, um unten am Boden die Autos von Zivilisten ausmachen zu können, die im Schrittempo in einem endlos erscheinenden Strom aus den umliegenden Städten kriechen. Vollgestopft mit Koffern und Erinnerungen und im winzigen luftleeren Raum ein wenig Hoffnung.

Lew und Stanislav wissen: Wohin sie auch wollen, diese Menschen, sie werden nicht ankommen. Sie sind nur einen Knopfdruck entfernt vom Tod.

Allmählich vermisst Lew die Behaglichkeit der Alltäglichkeit. Jetzt, da er begreift, wie kostbar und fragil sie ist. Er denkt an eine Zeit noch vor wenigen Wochen, die schon jetzt zum Leben eines anderen Menschen zu gehören scheint. Und versteht viel zu spät, dass er mit seiner freiwilligen Meldung zum Kriegsdienst erst sein Leben zerstört hat und nun das von anderen vernichtet.

Überall glüht der Himmel gelb auf, wenn seine Kameraden und er in den Kampfjets vorübergefegt sind. Gewaltige Wolken aus Qualm steigen von zusammenkrachenden Gebäuden auf. Ganze Häuserzeilen brechen wie Legostein-

chen zusammen. Feuer züngeln mehrere Meter in die Höhe, fressen sich durch Hunderte von Jahren alte Häuser. Wirbeln Staub in die Luft, der als Asche wieder auf die Erde rieselt. Städte, einst mühsam errichtet, nun binnen weniger Sekunden mit all ihren Lebensgeschichten zerstört.

Und weiterhin laufen seine Landsleute hin, um bei der Fortdauer dieses Grauens mitzuhelfen. Woche für Woche Tausende, die aus allen Ecken und Enden des Landes an die Front gerufen werden oder sich, so wie einst er, freiwillig melden, um einer Idee zu dienen, die nichts als Tod und Zerstörung bringt. Lew fühlt sich erstmals, als zerbröckle selbst alles in ihm.

Nie hätte er geglaubt, dass Krieg eine solch einheitliche Bestialität ist – auf beiden Seiten. Und er beginnt am moralischen Kompass des Menschen zu zweifeln.

Stanislav ist kein Freiwilliger. Dreiundzwanzig Jahre jünger als Lew und doppelt so weise. Er macht sich Gedanken, dieser junge Kerl, der verschiedene Versuche unternommen hat, um der Mobilmachung zu entkommen. Und es schließlich doch nicht vermeiden konnte.

Von einem Einsatz zurück, nehmen sie Kurs auf den heimatlichen Militärflugplatz. Lew dreht fast unmittelbar über dem Stützpunkt ein, drosselt die Triebwerke, fährt die Räder aus und setzt die Maschine auf den ersten Metern der Piste zur Landung an. Das Bugrad noch in der Luft, sausen sie an den Gebäuden leicht aufrecht vorbei. Hinter sich wirbeln sie Staub auf. Lew parkt den Jet und schaltet die Triebwerke aus. Die beiden Männer öffnen die Cockpithauben, nehmen Helm und Sauerstoffmaske ab. Dann klettern sie auf ihre Sitze und beugen sich leicht vor, um die Fallschirmschnallen zu lösen. Schließlich schwingen sie ein Bein über die Kabinenseite, steigen auf die Tragfläche und springen von dort auf den asphaltierten Boden. Das

Knacksen des Metalls, als sich die Triebwerke abkühlen. Das leise Klicken des Motors.

Und dort, neben der Maschine stehend, stellt Stanislav – ein Philosophiestudent, wie Lew inzwischen herausgefunden hat – Fragen, die sich Lew nicht einmal in Gedanken gestellt hat: »Wie hält sich eine Regierung, die den Bürger dazu zwingt, auf seinen persönlichen Willen zu verzichten? Weil die Bevölkerung von nichts weiß? Kann es sein, dass die Bevölkerung nichts weiß? Ein Bewusstsein bei derartigen Gräueltaten hat die Bevölkerung immer. Ist nicht gerade dann, wenn alles, was zur Bevölkerung dringt, dasselbe ist, klar, dass damit das Wesentliche nicht gesagt wird? Wenn du mich fragst, ist die einhellige Meinung der Nation zu diesem Krieg allein das Verdienst der Presse, die genauso überwacht und reguliert wird wie wir alle.«

Lew hat sich solche Gedanken noch nie gemacht, doch er nickt. Es stimmt, was Stanislav sagt: Keine einzige Zeitung ihres Landes brachte die Gedanken und Wünsche der Bevölkerung zum Ausdruck. Lew lebte während des ersten Kriegsjahres inmitten all dieser Menschen und fand weder deren Meinung in den Zeilen der Zeitungen noch die Meinung der Zeitungen in sich selbst. Es stimmte, was seine Mutter ihm unermüdlich klarzumachen versuchte: Die Berichte im Fernsehen und in den Zeitungen sind nichts als Propaganda. Damit die Soldaten, die zu Tausenden jeden Tag an die Front geschickt werden, nicht auf die Idee kommen, infrage zu stellen, welchen Sinn es hat, monatelang verlaust und halb verhungert in den Schützengräben zu hocken, nur um dann vom Gegner aus der Ferne verstümmelt und zermalmt zu werden. Von Drohnen erspäht und getötet, von Schüssen oder Raketen zerfetzt. Damit der Rest der Bevölkerung – vor allem die Angehörigen der Soldaten – nicht aufbegehrt gegen den Staat.

Nichts als Lügen in der Berichterstattung. Damit das

Land nur sieht und liest, was es sehen und lesen soll und vielleicht auch nur sehen und lesen will: dass das Recht in diesem Krieg einzig auf ihrer Seite ist und das Unrecht auf der anderen. Dass niemand in ihrem Land die Schuld an diesem Krieg hat. Dass die Verbrecher, die Kriegstreiber, die anderen sind. Dass sie nur aus Notwehr zur Waffe greifen müssen, gegen diesen tückischen Feind, der das eigene Land bedroht. Und dass sie letztendlich siegen werden.

»Darum schweigen wir noch immer«, sagt Stanislav. »Weil die Regierung einen undurchdringlichen Panzer trägt. Und wir alle nackt sind.«

Er hat recht, dieser junge Bursche, denkt Lew. Das Destillat, das überall zu lesen ist, ist, dass der Krieg dem Gemeinwohl des Landes dient. Gemeinsames Wohl gibt es allerdings nur, wenn man nach den Gesetzen der Menschenrechte und des Guten handelt.

Wie hat Lew diese Tatsachen so lange ignorieren können?

Ihr Gespräch wird vom Staffelkommandeur unterbrochen, der, die Hände am Mund zu einem Tunnel geformt, von Weitem brüllt und die Mannschaft für die Einsatznachbesprechung zusammentreibt. Lew und Stanislav blicken auf und sehen vor ihrem geistigen Auge die ganze Ausweglosigkeit ihrer Lage, und, was am bittersten ist, ihre eigene Schuld. Ihr eigenes Zutun.

Lew saugt die eiskalte Winterluft ein und marschiert mit Stanislav los. Angewidert salutiert er vor dem Ranghöheren und presst seine Lippen zusammen. Er ist jetzt so angespannt, dass seine Wangenmuskeln zucken.

Und was wird er tun? Er weiß bereits jetzt: Er wird den nächsten Befehl zum Angriff widerstandslos ausführen.

Am Abend blickt Lew aus dem Fenster der Kaserne nach draußen. In der Ferne weitet sich der Himmel, leuchtet an allen Stellen auf. Als öffneten sich dort oben überall Türen für diejenigen, die durch diesen Krieg viel zu früh aus dem Leben gerissen werden.

14

Der erste Wandel

Jeden Tag scheitert Lew aufs Neue, wenn er gemeinsam mit Stanislav in den Kampfjet steigt und sich für das Zerstören bereit macht. Und jeden Abend ist er weiter von sich weg als zuvor. Er weiß, in der Welt da draußen ist er sein Gegenstück. Doch er macht weiter. Steuert einen der in einer Viererformation fliegenden Jets. Feuert per Knopfdruck Raketen ab. Ein Knopfdruck, um Hunderte von Menschen auszulöschen und damit Tausende von Leben zu zerstören. Jeden Tag durchschneidet das Dröhnen ihrer Düsenjäger die Luft über gegnerischen Städten und kündigt Auslöschung an.

In all den Wochen steigt er Dutzende Male mit der Maschine in den Himmel hinauf und steuert in Angriffsformationen auf das nächste Ziel zu. Er wartet, bis die Einsatzleitung aus der zentralen Kommandostelle über Funk die Koordinaten übermittelt und den Befehl zum Abschuss erteilt.

Lew rast im Tiefflug über das Land. Felder, Bäche, Häuser ziehen unter ihm vorbei. Zehn – neun – acht – sieben ... Feuer. Er drückt auf den Auslöser, die Raketen zischen davon, und er sieht bloß ihre Kondensstreifen, die sich vor ihm durch die Luft ziehen wie gestreckte weiße Wollfäden. Noch bevor die Flugabwehrkanonen feuern, steigt er wieder auf.

Bis eines Tages ein Ereignis etwas verändert.

Lew fliegt in der Formation an zweiter Stelle. Drückt nach dem Befehl zum Abschuss den Raketenauslöser, und eine Lawine an Sprengstoff geht auf das Ziel nieder. Die Detonationen sind so massiv, dass er sie in der Luft spürt. Die unteren Luftschichten füllen sich mit Schwärze, wie Wasser mit Tinte.

Er addiert im Kopf die Anzahl der abgefeuerten Raketen pro Flugzeug, pro Formation, berechnet die Tausende Kilogramm abgefeuerten Sprengstoffs. Malt sich das Ausmaß der Zerstörung aus.

Von oben aus der rußgeschwärzten Luft sieht er zwar die Grausamkeit, von der auch er Teil ist, doch er spürt sie nicht. Menschen sterben durch seine Hand, doch er sieht deren Gesichter nicht. Ein Mensch wird menschlich, wenn man ihm gegenübersteht, wenn die Nähe das Abstrakte nimmt.

Während Lew auf sechstausend Fuß seinen Gedanken nachgeht, tauchen nackte Glühbirnen in den Kellern der detonierten Häuser alles in wankende Schatten, bevor auch sie verlöschen. Die letzten Überlebenden blinzeln ins staubdurchregnete Dunkel hinauf und fühlen nichts mehr.

Plötzlich fangen die Funkgeräte seiner Fliegerstaffel ein fremdes Signal auf. In ihren Kopfhörern ein leiser Ton, der hin und her zu suchen scheint und sich dann mit einem Mal zu einem hohen Pfeifen auswächst. Ein Flugabwehrradar, das das Ziel erfasst. Sie sind das Ziel!

Sekunden später passiert es: Der die Formation anführende Kampffjet ihrer Staffel, der etwa dreißig Meter vor Lew und Stanislav fliegt, wird getroffen. Er überschlägt sich in der Luft, stürzt dann mit rasender Geschwindigkeit zu Boden und zerschellt mit aufzuckender Stichflamme an einem Wohnblock, der ebenso in Flammen aufgeht. Die

Stimmen im Funk überschlagen sich. Dann folgt der Befehl zum Rückzug. Kurz darauf – Lews Blick haftet noch an der abgestürzten Maschine – streift eine Rakete der Flugabwehr den linken Flügel seines Jets. Die Tragfläche touchiert, das Flugzeug verliert die Zentrierung und beginnt zu taumeln. Im letzten Moment gelingt es Lew, die Nase des Kampffjets nach oben zu ziehen. Wie die anderen unversehrten Maschinen seines Schwarms dreht er ab und steigt in den Himmel hinauf. Doch auf dem Weg zum Stützpunkt, nicht weit von der Grenze entfernt, gerät die Maschine noch über feindlichem Boden erneut ins Trudeln und stürzt direkt auf ein Trümmerfeld zu. Lew und Stanislav ziehen blitzartig den Auslösegriff für die Schleudersitze. Kleine Sprengladungen zertrümmern die Cockpithauben, das Schießpulver unter den Sitzen zündet, und die Schleudersitze schnellen in die Höhe. Der Drogue-Chute, ein Hilfsfallschirm, der mit dem Hauptfallschirm verbunden ist, stößt in die Luft und stabilisiert Geschwindigkeit und Rotation des Schleudersitzes. Nach einer kurzen Verzögerung zieht der Drogue den Hauptfallschirm aus einem Behälter. Als sich der Hauptfallschirm voll entfaltet hat, koppelt sich der Schleudersitz automatisch von den Männern ab, und sie schweben zu Boden.

Während Lew und Stanislav auf das Feld hinabsegeln, sehen sie, wie der Kampffjet etwas weiter entfernt am Boden zerschellt und nach der Explosion von den Flammen zerfressen wird.

Sie haben Glück – außer kleineren Schürfwunden kommen sie, nicht einmal zweihundert Meter voneinander entfernt, heil in der Nähe des Orts auf, den ihre Staffel noch vor wenigen Minuten in Schutt und Asche verwandelt hat.

Ein unangenehmer, beißender Geruch hängt in der Luft. Der Geruch von Zerstörung und Tod, der sich zuerst an die

Kleidung und dann an die Seele hängt. Es sind einige jener Minuten, die eine ganze Existenz verändern.

Überall um sie herum, vergraben unter Ruinen: zermalmte Körper, verkohlte, noch schwelende Leichen, Pfützen aus Blut, zerschmetterte Leiber. Ein Friedhof an Grausamkeit. Hier und da dampft das warme Fleisch von Gliedmaßen in der kalten Winterluft. Einige stöhnen, ehe sie elend krepieren.

So etwas Grauenhaftes hat Lew noch nie gesehen. Und erstmals sieht er die Gesichter, die zu den Menschen gehören, die er tötet. Zum ersten Mal blickt er hinein in weit aufgerissene erschrockene Augen eines Familienvaters, Ehemanns, Sohns, Bruders. Sieht sich selbst durch die Augen der von ihm Getöteten. Und zum ersten Mal begreift Lew, wie falsch das alles ist.

Ein Satz seiner Mutter schießt ihm durch den Kopf: »Sobald man das Leben spürt, hat alles ein anderes Gesicht, im Guten wie im Schlechten. Ohne Einzelheiten entsteht nie ein vollständiges Bild.«

Vor dem Kriegsdienst hat Lew stets versucht, alles Unangenehme zu verdrängen, es nicht an sich heranzulassen. Den scharfen Klingen der Gefühle war er ausgewichen, hat unbequeme Empfindungen stets unterdrückt. Doch jetzt schlagen sie ihm mit einer solchen Intensität entgegen, dass er ihnen nicht mehr entkommen kann.

Die Hitze der zahlreichen Explosionen brennt auf der Haut. Sie lässt einem trotz der winterlichen Kälte die Gedanken im Kopf schmelzen. Der eisige Wind treibt Lew Trümmerstaub in die Augen und den Gestank von Tod und Verwesung in die Nase.

Plötzlich krallt sich eine Hand in seine Wade, Lew schreit auf. Er dreht sich um und blickt hinab auf die Erde und

einem Soldaten ins Gesicht, der halb zerrissen daliegt. Das Blut rinnt unter seinem Helm hervor, strömt über Augen und Wangen. Mit letzter Kraft öffnet der Mann seinen Mund um wenige Millimeter, seine Lippen bewegen sich unmerklich, und er haucht einen letzten erlöschenden Laut, den Lew nicht versteht. Lew beugt sich zu ihm hinunter, zum Feind, blickt diesem Mann in die Augen, die voller Angst und Schmerz sind. In Augen, in welchen er dem Tod ins Gesicht blickt. Dem Tod, der näher und näher kommt. Lew kniet sich zum Verletzten. Wie aus Reflex umfasst er das Handgelenk des Mannes, fühlt einen Puls, der rast und zugleich verlischt. Einen Puls, der ihm unter den Fingern wegfließt. Und einige Sekunden ist ihm, als sterbe er mit, mit diesem Menschen.

Wie kann es nur sein, dass dieser junge Mann einfach unter ihm weggleitet und es nichts mehr gibt, um sein Leben festzuhalten? Wie kann es nur sein, dass die Sprengstoffladung eines ihrer Kampfflugzeuge – vielleicht sogar Lews – diesen Mann getötet hat? Wie kann es nur sein, dass sie alle solche Verbrecher sind? Mörder. Und dann am nächsten Morgen aufstehen, Kaffee trinken, sich die Zähne putzen und erneut in ihre Uniform schlüpfen, um weiter zu töten. Wie kann es sein, dass sie noch leben können, wenn sie schuld am Tod Tausender sind? Wie kann es sein, dass eine einzelne Person, ein einziger Präsident, eine einzige Anordnung – Wörter hineingesprochen in ein Mikrofon – das Schicksal von Millionen von Menschen verändern kann?

Lew streichelt die Wange des Verletzten, flüstert ihm zu, dass es ihm leidtut und dass er gut ankommen soll auf der anderen Seite des Flusses. Er glaubt, ein unmerkliches Zucken um den Mund des Sterbenden, ein Lächeln, zu bemerken. Dann reißt sich die Seele des Fremden in einem letzten tiefen Atemzug vom Körper, und was bleibt, ist ein

Leichnam. Lew schließt dem Toten die Augen, kämpft mit den Tränen. Hier, mit fünfundvierzig Jahren, beginnt er alt zu werden.

Stanislav steht schweigend neben ihm, legt ihm eine Hand auf die Schulter, drückt sie sanft und sagt: »Komm.«

Ein Pick-up der eigenen Truppen rumpelt bereits heran, um sie aufzulesen und zurück über die Grenze zum Militärflughafen zu bringen. Lew steht wankend auf. Er muss seinen ganzen Willen aufwenden, um Fassung zu bewahren.

Es geht nichts über die Todesnähe, um das eigene Denken zu schärfen. Bilanz zu ziehen über das, was man tut, über das eigene Leben. Mit sich selbst abzurechnen.

Lews Überzeugungen geraten ins Wanken und damit auch sein Selbstbewusstsein. Er spürt, wie der Mensch, der er vor diesem Krieg war, verblasst. Mit einem Mal ist ihm bewusst, dass mit jedem Tag in diesem Krieg mehr von ihm entflohen ist, dass mit jedem weiteren Tag weniger von ihm aus diesem Krieg zurückkommen wird – sollte er jemals zurückkommen – und dass er machtlos ist, sein völliges Verschwinden zu verhindern.

15

Das Verhängnis

Die Bilder des Schreckens machen etwas mit Lew. Er spürt, wie die vergangenen Wochen im Krieg ihn innerlich in zwei Hälften spalten. In Kälte und Wärme, in Härte und Weichheit. Knirschend reiben die beiden Teile aneinander und werden ihn zermalmen, wenn er sich nicht bald für eine Seite entscheidet.

Er sitzt mit Stanislav und den anderen Piloten seiner Staffel zur Besprechung des nächsten Einsatzes in der Kaserne des Stützpunktes. Der Staffelkommandeur – ein gutmütiger, mittelgroßer, schlanker Mann mit dunklem Haar und grauen Schläfen – steht auf dem Podium des Einsatzbesprechungsraums und teilt den Kampfpiloten alle relevanten Informationen zu den geplanten Missionen mit. Er fährt gerade mit dem Zeigestock über die Landkarte und bestimmt die Route bis zum nächsten Angriffsziel, als der Geschwaderkommandeur unerwartet eintritt – ein kleiner massiger Mann mit teigigem, rötlich-verfettetem Gesicht und kurz geschorenem Kopf. Er steigt die drei Stufen aufs Podest hinauf, zieht sich einen Stuhl heran und setzt sich den Piloten gegenüber, so raumgreifend, dass es für andere Meinungen keinen Platz gibt. Der Staffelkommandeur legt den Zeigestock nieder und überlässt seinem Vorgesetzten das Wort. Der Höhergestellte blickt auf die Piloten hinab und verkündet das Eröffnen des Feuers in einer weiteren

Stadt. Während er spricht, rückt er die Orden auf der Brusttasche seiner Uniform zurecht und zupft sich mit Daumen und Zeigefinger nicht vorhandene Fusseln von der messerscharf gebügelten Hose. An diesem Geschwaderkommandeur ist alles ausgebügelt, bis auf die letzte Falte. Er ist einer, der die Heldenbiografie auf seiner Jacke stets spazieren führen muss. Mit zusammengekniffenen Augen und zu lauter Stimme diktiert er Taktik und Vorgehensweise. Ohne Rücksicht auf Zivilisten, versteht sich. Er will es einnehmen, dieses neue Gebiet, und zu den Kriegstrophäen in seinem Kopf stellen. Neben den üblichen Luftverteidigungszielen sollen nun auch Energieversorgungszentren, Verkehrsnetze und sogar ein Krankenhaus bombardiert werden.

»Aus allen Richtungen aufs Zentrum zustürmen«, sagt er, während er die Hand ausstreckt und seine fleischigen Finger spreizt. Als er sie ruckartig zu einer Faust schließt, keift er: »Und dann Abschuss.« Mit einem dreckigen Grinsen fügt er in eiskaltem Ton hinzu: »Der Vorteil des Überraschungsmoments.«

Einige Kampfpiloten klopfen ihm gedanklich auf die Schulter. Anderen kriecht Unruhe über die Gesichter, Entsetzen, wie man beim Anblick von etwas verspürt, das allzu falsch ist. Jenen also, die nicht auf der Seite des Krieges stehen, die jedoch wissen, dass sie beiseitegeschafft werden, sollten sie ihre Einwände äußern. Zu widersprechen traut sich keiner. Im Krieg nicht bemerkt zu werden, kann einen am Leben halten.

Der Geschwaderkommandeur taxierte Lew, und Lew sieht in dem hasserfüllten Gesicht seine schlimmsten Befürchtungen bestätigt.

»Andere könnten eine andere Meinung haben«, zischt der Geschwaderkommandeur, den Blick noch immer auf Lew geheftet. »Das könnten sie«, fährt er fort. »Der Unter-

schied zwischen diesen anderen und mir ist allerdings der, dass ich nach unserer netten kleinen Sitzung hier die Treppe aus diesem Gebäude nehme und diese anderen das Fenster.« Er atmet schneidend durch die Zähne ein und lässt seinen Blick über die Piloten schweifen. »Und wenn Sie versuchen sollten, als Spion zu arbeiten, wenn Sie versuchen sollten, mich zu hintergehen oder diesen Krieg zu sabotieren, dann werden Sie sich wünschen, mir nie begegnet zu sein. Ist das klar?«

Schweigen.

Nach einer kurzen, absichtlichen Pause – er liebt diese Effekte – brüllt er nochmals lauter: »Bin ich da verstanden worden?«

Kopfnicken.

»Wir holen uns zurück, was uns gehört. Wir packen den Feind an der Kehle. So wie ich Sie an der Kehle packe, sollten Sie meine Befehle nicht befolgen. Und sollte ich fallen, werde ich Sie mit mir hinunterreißen.«

Schichten von Schweigen über Schweigen.

»Ist das klar?«

Erneutes Kopfnicken.

Lew kann sich nun nichts anderes mehr einreden. Er begreift: Das ist Völkermord. Sein Blick schweift über die bestuhlten Reihen. Er sieht sie sich genau an, seine Kameraden. Ihre Ähnlichkeit untereinander ist bestürzend. Ganz so, als seien sie alle retuschiert. Als seien ihre Eigenheiten verwischt, die Besonderheiten in Gesichtszügen und Wesen korrigiert, ausradiert. Und alle zu Gleichförmigkeit berichtigt. Ist es also das, was der Krieg aus ihnen allen macht? Uniforme Wesen, die weder sich selbst noch den anderen begreifen? Ist es das, was seine Mutter damit gemeint hat, als sie sagte, dass jene, die zu lange dem Drill soldatischer Disziplin ausgesetzt sind, militärischen Befehlen unterliegen wie einem krankhaften Zwang? Dass eine Uniform im

Krieg nichts anderes ist als eine Zwangsjacke, die jene, die sie tragen, widerstandslos macht und selbst sinnlose oder gar grausamste Kommandos ausführen lässt? Dass eine Militäruniform eine willensauflösende Macht hat, die das selbstständige Denken und Handeln ausschaltet? Und dass jene, die in einer stecken, nicht mehr überlegen, sondern nur noch gehorchen? Die Uniform als Betäubung, als Willenslähmung?

Ja, so ist es. Diese Uniformen haben eine erschreckende Wirkung. Sie untergraben die Identität des Einzelnen, räumen gewissermaßen seinen Verstand aus, und wenn er leer ist, füllen die Befehlshaber die leeren Köpfe mit dem, was die Militärspitze vorgibt. Bis die Soldaten irgendwann nicht mehr merken, wie sehr dieses militärische Folgen und Gehorchen sie wegriißt von ihrer eigentlichen, individuellen Existenz.

Lew ist mit einem Mal klar: Wenn man mit der Strömung schwimmt, kann man auch vom zerrenden Wasser zerrissen werden.

Er kennt ihn, diesen waghalsigen Geschwaderkommandeur, diesen berüchtigten Schläger. Aus seiner Ausbildungszeit beim Militär vor fünfundzwanzig Jahren. Bereits damals verabscheute Lew diesen Mann, der schon immer Freude am Quälen und Zerstören hatte und dem die Welt im Schatten seines eigenen, mächtigen Körpers viel zu klein vorkommt. Während Lews Grundausbildung musste er ihn öfter sehen, als es seiner Sympathie für ihn entsprach. Eingebrennt hat es sich ihm, dieses tückische Lächeln, das seine Wutausbrüche ankündigte. Regelmäßig zitterten die Scheiben unter den Tobsuchtsanfällen dieses Mannes, der einer jener Typen ist, die man nur von einem Stuhl auf einen etwas besseren zu setzen braucht, und schon kommen sie sich vor wie Gott.

»Schauen Sie sich genau um in diesem Raum!«, schreit

der Geschwaderkommandeur und reißt Lew aus seinen Gedanken. »Morgen wird es hier vermutlich ein paar leere Stühle geben. An Ihrer Stelle würde ich aufpassen, dass nicht Sie das sind, die abgeschossen werden.« Er pfeift durch die Zähne. »Nun los, knallen Sie den Feind ab! Und beweisen Sie gefälligst den Mut, den Ihre Uniform verdient! Abtreten.«

Die Piloten erheben sich von den Stühlen und warten an ihren Plätzen, bis die beiden Vorgesetzten vom Podest heruntersteigen und zur Tür auf der anderen Seite des Raums zustreben. Als sie verschwunden sind, scharren Dutzende Füße über den Boden und drängen zum Ausgang.

Bevor er geht, sieht sich Lew noch einmal die Karten an den Wänden an, die verschiedenen Tabellen, die Tafeln mit den Skizzen des bisherigen Territorialgewinns, der eigenen und gegnerischen Truppen, und die nächsten Ziele.

Als er schließlich mit Stanislav über den Korridor stapft, um die Kaserne zu verlassen, pfeift der Geschwaderkommandeur sie zu sich zurück in das angrenzende Zimmer der Einsatzplanung und lässt sie salutieren. Die Augen zu Schlitzen verengt, blickt er Lew ins Gesicht und stößt in herablassendem Ton hervor: »Sieh mal an. Auch du in der großen Welt.« Dann wendet er sich Stanislav zu und sagt: »Erziehen Sie mir diesen Mann zum Krieger! Abtreten!«

Lew und Stanislav ziehen schweigend die Schultern stramm, legen zum wiederholten Mal die Finger an die Mützen und schlagen die Hacken zusammen.

Sie verlassen die Kaserne und treten hinaus in die klirrend kalte Luft.

Als sie auf dem Weg zu den Stellplätzen sind, sagt Stanislav: »Was genau will der von uns?«

»Katastrophen.«

»Ein weites Feld.«

»Grenzen wir es auf Grausamkeit ein.«

»Irgendwo muss die Pflicht doch aufhören.«

»Ja, irgendwo hört die Pflicht auf.«

Regenschnüre treffen ihr Gesicht wie Nadelstiche.
Auf der Haut kristallisieren die Tropfen. Bald würde es
schneien.

16

Schneegestöber

Bereits als sie die Kampfjets erreichen, treiben schneeschwere Wolken über ihnen. Ein eisiger Wind bläst schneidend über die Ebene. Ihre Wangen brennen, die Ränder ihrer Ohren schmerzen. Die Kälte kriecht durch die Sohlen ihrer Stiefel direkt in ihre Knochen. An Tagen wie diesen schwillt die ganze Tristesse des Lebens bis zur Unerträglichkeit, denkt Lew.

Minuten später, als er und Stanislav sich bereits im Cockpit installiert und durch die Checkliste gearbeitet haben, fällt der Schnee in großen weißen Flocken vom Himmel, die der Wind vor sich hertreibt. Anfangs wehen sie noch langsam auf das Militärgelände herab, dann schneller, und schon bald ist die Cockpitscheibe zugeschnitten.

In einem solchen Schneegestöber, mit derart schlechter Sicht, können die Kampfjets nicht starten. Gut, denkt sich Lew, und er weiß, dass auch andere Kameraden empfinden wie er, wenn auch die Mehrheit noch immer auf der Seite des Krieges steht.

Der Einsatz wird abgebrochen.

Auch am nächsten Tag fällt der Schnee in weichen, dicken Flocken vom Himmel und macht einen Start der Maschinen und damit den nächsten Angriff unmöglich. Lew steht allein vor der Kaserne und blickt in die Ferne. Blinzelt ins

Schneegestöber. Zarte Flocken verfangen sich in seinen Wimpern und lösen sich auf. Es ist unwirklich still. Inzwischen ist das Land eingehüllt in eine weiße Decke, die alle Geräusche dämpft. Es gefällt ihm, dieses weiße Nichts, diese Auslöschung alles Grausamen. Und er wünscht, es könnte so bleiben.

Aus der Ferne betrachtet, erscheint rieselnder Schnee wie einheitliche grazile weiße Flocken, denkt Lew. Und es stimmt: Jede einzelne Schneeflocke besitzt sechs filigrane Kristallarme, die sich von einem zentralen Punkt aus erstrecken und in identischen Winkeln zueinanderstehen. Und doch. Und doch unterscheiden sie sich. Zwar entstehen aufgrund der molekularen Struktur von Wasser immer genau sechs Arme, das individuelle Muster einer Schneeflocke jedoch hängt von den Einflüssen ab, unter denen die Eiskristalle wachsen, erinnert sich Lew aus dem Schulunterricht. Keine zwei Schneeflocken sind gleich, da jede ihre einzigartige Reise durch die Atmosphäre macht und sich durch leicht unterschiedliche Bedingungen formt. Temperatur und Feuchtigkeit beeinflussen, wie sich die Eiskristalle bilden und miteinander zu einem spezifischen Muster verbinden. Dadurch entsteht eine unendliche Vielfalt an Formen, die man nur unter dem Mikroskop erkennt. Diese Einmaligkeit bewahrt sich eine Schneeflocke so lange, wie sie auf ihrer Reise durch die Atmosphäre einzeln vom Himmel fällt. Hängen sich mehrere Schneeflocken aneinander und verkleben, verlieren sie ihre Einzigartigkeit und fallen als Teil eines unspezifischen Klümpchen Schnees vom Himmel.

Wir Menschen sind wie Schneeflocken, denkt Lew. Es kommt vor, dass wir – obwohl wir uns voneinander unterscheiden – in der Gesamtheit nichts als eine einheitliche kalte Masse bilden. So ist es im Krieg. Wir isolieren

uns nicht als Einzelne, die für sich selbst denken und ihre Besonderheiten bewahren, sondern verkleben zu einem Klumpen, der uns gleich macht und uns unser individuelles Wesen vergessen lässt. Nur wenige bringen den Mut auf, den eigenen Weg zu gehen.

Auch ich bin eine Schneeflocke, die sich an andere hängt und still zu Boden fällt, zur bloßen Masse wird, gesteht sich Lew ein.

Und wie die Existenz der Schneeflocke nur flüchtig ist, weil sie dahinschmilzt, sobald sie den Boden berührt und dann in den Wasserkreislauf zurückkehrt, oder als Schnee die Welt eine Weile zudeckt, um dann aufzutauen und zu ihrem Ursprung zurückzukehren, so sind es auch wir: flüchtig.

Warum nutzen wir dann nicht die kurze Zeit, in der wir hier sind?

Gedankenverloren steht Lew in der eisigen Kälte, bis es zu schneien aufhört. Blass steht die Sonne am Himmel. Ihr Licht dringt kaum durch die Schneewolken hindurch. Wie Tuschezeichnungen ragen hier und dort die Skelette der Bäume in der eisigen Landschaft auf.

17

Scheitern

Mit der Drehtür schraubt sich Januarkälte ins achtstöckige Gebäude. Der Portier gibt sich eine betont gelangweilte Haltung. Ana fährt mit dem goldgespiegelten Aufzug in den ersten Stock. Als sich die Tür des Fahrstuhls mit einem Klingelton öffnet, schiebt sich eine Dame mit geliftetem Gesicht, das bis zur Nase in einem Nerzmantel steckt, raumgreifend an ihr vorbei, noch ehe Ana aussteigen kann. Die Frau mustert Ana über den oberen Rand ihres extravaganten Brillengestells und hält sie mit ihrem kritischen Blick gefangen. Gerade als sich die Aufzugtür wieder schließen will, hält Ana ihre Hand vor den Sensor und springt heraus.

Schon vom marmorgetäfelten Korridor aus sieht Ana die Galeristin Marjam in kunterbunter, für diese Jahreszeit viel zu leichter Kleidung zwischen Gemälden und Fotografien umherwirbeln.

»Ah, Ana, meine Liebe, gut, dass du kommst«, ruft Marjam durch den großen Raum mit den meterhohen Decken, als sie Ana erblickt.

Ihre Stimme ist grell und laut und trotz jeder Entfernung. Sie eilt auf Ana zu und haucht zwei flüchtige Küsse in die Luft neben Anas Wangen.

Marjam ist eine Frau in Anas Alter, der sich Ana seit jeher nähert wie einem Brennesselstrauch.

»Na, wie siehst du denn wieder aus, Liebes?«, poltert Marjam drauflos und mustert Ana von oben bis unten. »Kein Wunder, dass dir das Leben davonläuft. Wenn du es erwischen willst, musst du dir ein wenig mehr Mühe mit deinem Äußeren geben. Mit dieser Aufmachung holst du es nie ein.«

Ana steht da in einem abgetragenen Wollmantel, der an den Ellbogen schon ganz fadenscheinig ist, und steckt in einer Jeans ohne besonderes Label. Schweigend zieht sie die Schultern hoch.

Marjam verzieht das Gesicht. »So kannst du dich ja gar nicht gut fühlen. Nun schau nicht so, Liebes. Ich sage dir das ganz roh: So wird das nichts mit dem Glück!«

Ja, es stimmte. Ana macht sich selten Gedanken über das, was sie trägt. Vielleicht einfach deshalb, weil sie kein Gefühl für sich hat und daher noch weniger für das, was ihr steht. Sie greift selbst dann daneben, wenn sie tagelang Zeitschriften nach der neuesten Mode durchforstet oder zahlreiche Seiten zur Typberatung. Das Gefühl für das für sie Richtige dringt einfach nicht zu ihr durch. Vielleicht, weil sie sich selbst für falsch hält.

Nicht nur in Sachen Kleidung oder Partnerschaft, auch beruflich hätte sie weiter sein können mit Anfang vierzig. Auch das weiß Ana. Neben ihrem seit Jahrzehnten erfolglosen Versuch, als Journalistin Fuß zu fassen – seit Abschluss ihres Bachelors of Arts schreibt sie nur hin und wieder kleinere Texte für unwichtige Blätter –, versucht sie seit Jahren, sich als Fotografin einen Namen zu machen. Wie gern hätte sie nach dem Studium bei einer renommierten Zeitung gearbeitet oder als Lektorin in einem Verlag, fand jedoch nach dem Volontariat nie eine feste Anstellung. So versuchte sie es nebenbei mit Kunst. Irgendetwas musste doch mal gelingen! Und jetzt lässt Ana kein Monatsende aus, um in der Galerie nachzufragen, ob sich eine ihrer Fotografien verkauft hat.

Doch bevor sie sich erkundigen kann, schneidet Marjam ihr das Wort ab: »Da ist noch etwas, Ana. Ich mache nicht viel Aufhebens, du weißt, ich halte mich nicht gern mit Unangenehmem auf. Ganz ohne Umschweife also ...«

Ana schluckt schwer.

»Aber nicht doch, meine Liebe«, sagt Marjam und streckt beide Handflächen weit von sich. »Kein Grund zum Verzweifeln, nur einer, um besser zu werden.«

Röte schießt Ana ins Gesicht und flackert auf ihren Wangen.

»Bringen wir es hinter uns«, sagt die Galeristin und befeuchtet sich die Lippen mit der Zunge. »Ich kann deine Fotografien nicht länger ausstellen. Sie verkaufen sich überhaupt nicht, und du siehst ja selbst ...«, sie macht mit ihrem Arm eine ausladende Geste durch den Raum, »... es gibt einfach keinen Platz für Künstler, die nicht laufen. An die letzte Ausstellung mag ich gar nicht denken!«

»Aber ...«, bricht es aus Ana heraus, als könne ein Einwand Marjams Entschluss beschwichtigen, obwohl sie selbst weiß, dass es so kommen musste. In der Kunst, das ist Ana inzwischen klar, waren es, wenn überhaupt, nur winzige Dinge, die sie vom Durchschnitt unterschied. Und Mittelmaß ist nie genug.

In Anas letzter Vernissage war der Applaus nach der Präsentation ihrer Fotografien schwach wie ferner Regen. Es war ein Beifall, der schneller verträpfelte, als Ana sich hat sammeln können. Und ebenso schnell schoben sich die Besucher aus den Stuhlreihen und drängten zum verstopften Ausgang. Allein daran zu denken, weht Ana die Scham ins Gesicht. Dieses Fortströmen war nicht mal Langeweile, sondern Flucht. Flucht davor, selbst zur Norm zu schrumpfen, wenn man sich als Besucher mit derart dünner Kunst befasste.

»Aber du hast doch bereits einige meiner Aufnahmen

verkauft«, sagt Ana mit einem Flüstern, das lauter ist als ein Schrei.

Doch Marjam wischt Anas letzten Funken Hoffnung beiseite, als könne sie sich daran verbrennen: »Das waren kleine, unsolide Zufallserfolge. Nicht weniger, aber auch nicht mehr als das.« Die Galeristin hält einen Moment inne, dann sagt sie in das laute Schweigen hinein: »Ich habe deinen Fotografien schon weit mehr Zeit gegeben als allen anderen.«

Ana versucht, den Kloß im Hals herunterzuschlucken.

»Deinen Bildern fehlt die Seele«, sagt Marjam, wie um ihre Entscheidung zu rechtfertigen. »Man spürt dich nicht in deinen Werken. Man spürt gar nichts. Deine Aufnahmen sind stumm. Kunst vermittelt sich über das Herz, nicht über den Verstand. Wenn man den Künstler nicht in seinen Werken spürt, wenn er eine flache Dimension bleibt, berührt er nicht.«

Wie sollte man sie in ihren Werken spüren, wenn sie sich selbst nicht einmal kennt, denkt Ana.

Marjam zieht ein silbernes Zigarettenetui aus der Tasche ihres Kimonos, öffnet den Federverschluss und steckt sich eine Zigarette zwischen die Lippen, ohne sie anzuzünden. Sie liebt die Dramatik dieser Handlung, obwohl sie genau weiß, dass sie im Gebäude nicht rauchen darf.

Ana steigen Tränen in die Augen. Die Galeristin nimmt die Zigarette wieder aus dem Mund und klopft mit der Handfläche – den Filter zwischen Zeige- und Mittelfinger geklemmt – auf die Plexiglasplatte der Kasse.

Sie trägt viel zu große Ringe an ihren viel zu kleinen Fingern, denkt Ana. Überhaupt ist alles an Marjam zu groß. Zu laut. Selbst ihr Kimono atmet einen so strengen, aufdringlichen Duft aus, dass alles in Marjams Nähe danach riecht.

»Deine Aufnahmen sind ein bloßer Abklatsch von Mo-

tiven, die die Welt schon hundertmal gesehen hat. Es ist nichts Außergewöhnliches darin zu finden. Nichts Überragendes. Und es ist immer dasselbe. Wie willst du vorwärtskommen, Liebes, wenn du dich nicht im Geringsten bewegst?«

Anas Schweigen ist inzwischen so laut, dass selbst eine Frau wie Marjam bemerkt, dass Ana nur noch Millimeter vom Absturz trennen.

»Liebes«, versucht sie es noch einmal sanfter. »Das Geheimnis aller großen Künstler, ob in der Malerei, in der Fotografie oder im Schreiben, ist Konzentration. Das Fokussieren aller Sinne auf das Werk. Das Außerhalb-sich-selbst-sein, außerhalb der Welt. Alles Denken, alles Fühlen passiert im zu erschaffenden Objekt. Du musst es spüren, dein Werk. Es muss eins mit dir sein. Nur dann spürt der Betrachter die Wahrheit darin und wird etwas Wesentliches für sich in deinem Kunstwerk finden.«

Auch wenn Ana weiß, dass Marjam recht hat, sagt sie nichts.

Schließlich zieht die Galeristin eine Schublade auf und legt einen Zettel auf die Tischplatte. »Hier steht alles drauf, Ana. Das Datum, an dem deine Fotografien von uns verpackt und dir wieder nach Hause zugestellt werden, sowie die bisher angefallenen Kosten für dich und die Ausstellung, für die Lagerung und für die Lieferung zu deiner Wohnung.«

Marjam lässt das Blatt auf dem Plexiglas liegen, drückt es Ana nicht direkt in die Hand. Immer schafft sie eine Entfernung zwischen sich und unangenehmen Dingen. Ana greift nach dem Papier, faltet es, ohne einmal darauf zu schauen, und schiebt es sich in die Tasche ihrer Jeans. Sie schlägt die Lider nieder und nickt.

»Liebes«, sagt Marjam in einem viel zu saloppen Ton. Sie will mitfühlend wirken, ermutigend, das weiß Ana.

»Scheitern und Erfolg liegen näher beieinander, als wir denken. Auch du findest sicher irgendetwas, in dem du gut bist.« Sie streicht sich mit beiden Händen mehrmals aufwendig durch ihr von Chemikalien zu sprödem Stroh zerfressenen Haar und unterlässt es nicht, Ana durch mehrmalige Blicke auf die glitzernde Armbanduhr zu signalisieren, dass ihre Unterhaltung beendet ist.

Ana versucht, ihren Mund zu einem Lächeln anzuheben, aber es gelingt ihr nicht. »Bis dann«, ist alles, was sie über die Lippen bringt. Dann dreht sie sich um und geht mit den vielen unausgesprochenen Fragen, die ihr im Hals stecken geblieben sind, davon.

Noch bevor sie der Galerie entkommen kann, ruft Marjam ihr nach: »Leg dein Glück nicht in die Hände anderer, Ana. Diese kontrollierte Version von dir ist noch nicht die finale. Mach die Augen auf! Dein Leben ist nicht irgendwo in der Zukunft, sondern steht direkt vor dir.«

Kurz vor ihrem Eintreffen hat sich Ana alle Mühe gegeben, sich aufzurichten, damit Marjam ihr nicht direkt in die Seele blicken konnte. Doch jetzt, auf dem Weg zurück zum Aufzug, schrumpft sie mit jedem Schritt mehr in sich zusammen. Sie fühlt sich fragil wie nie zuvor und in jeglicher Hinsicht durchsichtig.

Die Aussagen, die zwischen Marjams Zeilen hingen – Du bist nicht gut genug. Du bist nicht gut. Du bist nicht genug –, kugeln in Anas Kopf herum wie Steine. Marjam hat das ausgesprochen, was Ana zwar schon längst fühlte, wovon sie aber lieber nicht nachdachte.

Ana spürt, wie die Entfernung zwischen ihrem Selbst und ihrem anderen, ihrem ersehnten Ich größer und größer wird.

Als ob sich der Kreis schliesse, ist sie wieder am Ausgangs-

punkt, steht genau an der Stelle wie vor fast zwanzig Jahren, als sie ihren Universitätsabschluss in Händen hielt und glaubte, nun in eine grandiose Zukunft zu schreiten.

Ana verspürt einen Riss in sich; ein weiteres Stück Leben trennt sie von den Träumen, die sie einst für sich hatte.

Wieder ist sie gescheitert.

Ich bin nirgendwo, wo ich sein sollte, und ich habe keine Ahnung, wohin ich soll, denkt sie und wünscht sich, jemand anders zu sein.

Warum lief bei ihr nur alles schief? Ausnahmslos scheinen die bisherigen Kapitel ihres Lebens beendet, vielleicht schloss sich sogar das ganze Buch.

Nichts als Enden ohne Anfang, denkt sie, als sie wieder unten im Foyer steht. Alle Farben, Konturen und Linien sind aus ihrem Leben verschwunden. Es kommt ihr so vor, als hätte es sich zu einer Bleistiftspitze verengt, mit der sie nur noch einen Punkt hinter alles Bisherige setzen kann.

Durch die Drehtür drängt sich das aufgeregte, ununterbrochene Autohupen der Stadt herein, das draußen vor dem Gebäude hektisch vorbeitreibt. Wie ein schattenhaftes Wesen huscht Ana aus dem Wolkenkratzer auf die schneenasse Straße. Auf dem Asphalt spiegeln sich gelbe und rote Lichter. Lärm und Geflirr von Menschen, die mit Regenschirmen an ihr vorbeitreiben, erscheinen ihr nah und gleichzeitig weit entfernt. Gedämpft. Unwirklich. Ana fühlt sich außerhalb von allem. Außerhalb dieser Welt. Da ist es wieder, dieses Gefühl, nicht in dieses heutige Leben zu passen. Nirgendwohin zu passen.

Was auch immer sie in die Hände nimmt, zerfällt zu Staub, bröseln davon. In Anas Augen ist das Leben eine bröckelige Angelegenheit. Nichts ist zu fassen, schon gar

nichts ist zu halten. Alles zersplittert bei der kleinsten Berührung.

Als sie auf dem Weg nach Hause im Taxi sitzt, empfindet sie ihre Traurigkeit beinahe als Beruhigung, weil sie endlich in das Unglück gestürzt ist, das ihr ihre Mutter von jeher prophezeit hatte. Wie oft hat jene Ana vorausgesagt, sie würde einmal ohne Mann, Kinder und anständigen Beruf dastehen, oder besser: abstürzen – weil sie das Leben völlig falsch anpacke. Doch wie geht man das Leben richtig an? Wie lebt man? Ana weiß es nicht. Weder hat sie Erfahrung damit, noch hat sie die Jahrzehnte ihres Erwachsenenlebens genutzt, etwas darüber herauszufinden.

Außer Vorwürfe bot ihre Mutter auch keine Quelle der Weisheit. Im Gegenteil: Wie ein Bügeleisen fuhr ihre Kritik über Ana her und ließ sie stets geplättet zurück. Jedes Mal, wenn Ana mit ihr sprach, war sie sich ihrer selbst tagelang so unsicher, dass sie jedem glaubte, der sie infrage stellte. Aber sie weiß, dass es ein Ablaufdatum dafür gibt, die Eltern für alles verantwortlich zu machen. Sie ist zweiundvierzig Jahre alt und allein dafür zuständig, was sie aus ihrem Leben macht. Doch wo und wie soll sie beginnen?

Sie hat das Gefühl, von Leere zu Leere zu fallen. Oder ist es genau das, was sie für ein neues Leben braucht? Eine leere Seite, auf der sie weiterschreiben kann?

Sind die gescheiterte Beziehung mit Mika und die beruflichen Niederlagen bloß Zeichen, dass sie sich mit dem Falschen beschäftigt? Weil sie nicht weiß, was das Richtige für sie ist? Weil sie sich selbst nicht kennt?

Erst muss sie herausfinden, wer sie ist, was sie ausmacht, was sie will und was nicht. Nur dann kann sie ihren Platz finden.

Warum denkt sie erst jetzt darüber nach? Wie lange doch

das Begreifen dauert. Und noch länger, bis man aufsteht, um etwas zu ändern. Sie wird in Zukunft mehr auf alles achtgeben müssen. Besonders auf ihr eigenes Leben.